Paed. Pr. Campe
621^m

de

Gesch. 1633

Seelenlehre

Gestochen in Basel von J. J. v. Mechel

Kleine Seelenlehre

von

Joachim Heinrich Campe

Ausgabe der lezten Hand
vermehrt
mit fünf neüen Kupfertafeln

Reutlingen
in der J. J. Mäcken schen Buchhandlung
1812

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Kleine Seelenlehre für Kinder

von

Joachim Heinrich Campe.

Ausgabe der letzten Hand
vermehrt
mit fünf neuen Kupfertafeln.

Reutlingen,
in der J. J. Mäcken'schen Buchhandlung
1812.
(Ladenpreis 1 fl. 12 kr.)

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische Staats-Bibliothek München

Vorrede

zur ersten Auflage.

Eine Seelenlehre für Kinder ist, so viel ich weiß, noch keine gewöhnliche Erscheinung unter uns; und es dürfte daher wol mancher verlegen seyn, was er über den Einfall, sie zu schreiben, für ein Urtheil zu fällen habe. Für solche also, und für alle diejenigen, die sich dieses Büchleins zur Unterweisung ihrer Kinder bedienen wollen, will ich hier kürzlich die Absichten auseinanderlegen, die ich dadurch zu erreichen hoffte.

Diejenigen, welche mich oder einige meiner Erziehungsschriften kennen, werden wissen, daß wol Keiner von der Schädlichkeit einer frühreifen Verstandes-Ausbildung der Kinder, besonders durch Bücherunterricht, inniger durchdrungen seyn kann, als ich es durch Grundsätze und aus Erfahrung bin. Diese werden sich daher vielleicht wundern, wie gerade ich es seyn müsse, der sich einfallen läßt ein neues Werkzeug zu einer solchen Ausbildung mehr zu ersinnen, und, nachdem es vollendet war, es jedem Meister und jedem

[stamp]

Pfuscher zu beliebigem Gebrauche oder Mißbrauche anzubieten. Diese Verwunderung macht mir Ehre, und verdient daher meine aufmerksamste Erwiederung.

Ich muß demnach zuförderst versichern, daß keine in meinen Grundsätzen vorgefallene Veränderung, sondern vielmehr die öftere lebhafte Empfindung eines wirklichen Bedürfnisses, welches ich wahrzunehmen glaubte, mich vermocht hat, dieses Werkchen auszuarbeiten und bekannt zu machen. So sehr ich nämlich auch wünschte, daß man den eigentlichen *zusammenhängenden* Unterricht in der Religion und in der *Tugendlehre* bis dahin verschieben möchte, wo die Seele des Kindes zum zusammenhängenden Denken reif zu werden anfängt: so wenig Wahrscheinlichkeit ist gleichwol da, daß der größere Theil der Väter, der Erzieher und der Aufseher derselben, in die Gründe dieses Wunsches eingehen und die Richtigkeit derselben anerkennen werde. Ich selbst, der ich das Glück habe, unter allen Erziehern Deutschlandes vielleicht der unabhängigste zu seyn, sehe mich, nach Abwägung des größern, bei einigem Nachgeben gegen allgemeine Vorurtheile mir erreichbaren sittlichen Nutzens, genöthiget, von der Strenge einiger meiner Grundsätze in der Ausübung hie und da ein wenig nachzulassen, weil ich mit jedem andern Weltbeobachter die Erfahrung gemacht habe, daß man gemeiniglich alles Gute hindert, wenn man alles erkannte Gute *auf einmal* hartnäckig zu erringen strebt.

Sonach glaube ich annehmen zu dürfen, daß auch der freieste Erzieher fremder Kinder wol nicht umhin könne, schon acht- bis zehnjährigen Kindern eine Art von zusammenhängender Unterweisung in der Religion und Sittenlehre zu geben, ungeachtet er sich, wenn er weise ist, auf alle Weise bemühen wird, die gelehrte Denkbande, die er dem jungen Geiste anlegen soll, so sehr er kann, zu verstecken. Nun möchte ich aber wissen, wie es immer möglich sei, bei einem solchen, schon auf wirkliche Gründe gebauten Unterrichte (er sei übrigens so kurz und so sehr herabgestimmt, als er nur immer wolle!) auf eine vernünftige Weise zu Werke zu gehen, ohne bei jedem neuen Schritte eine Lücke anzutreffen, über welche irgend eine Vorerkenntniß aus der Seelenlehre zur Brücke dienen muß? Wie man, z. B., einen wahren und würdigen Begriff von Gott, von seiner Geistigkeit, von seinem unendlichen Verstande, von seinem heiligen Willen, von allen daraus abfließenden untergeordneten Eigenschaften desselben erwecken könne, ohne erst die nothdürftigsten Vorbegriffe von dem Wesen und den Eigenschaften des menschlichen Geistes entwickelt zu haben? Wie man ferner die in jedem Unterrichte über sittliche Gegenstände unvermeidlichen Wörter Verstand, Vernunft, Neigungen, Begierden, Sinnlichkeit, Naturtrieb, Leidenschaft u. s. w. vernünftiger Weise gebrauchen könne, ohne dasjenige, was dadurch ausgedruckt werden soll, den Kindern vorher erst anschaulich gemacht zu haben?

So gewiß also bei einem überlegten Unterrichte die Naturgeschichte der Naturlehre, die Zergliederungskunst der eigentlichen Heilkunst vorausgeschickt werden muß; eben so gewiß muß auch ein Inbegriff von Vorerkenntnissen aus der Seelenlehre dem eigentlichen Religionsunterrichte und der Sittenlehre vorgehen. Und dies ist der erste Grund, der mich bestimmte, die folgenden Gespräche, welche die besagten nothdürftigen Vorerkenntnisse entwickeln, erst mit meinen eigenen Zöglingen anzustellen, und sie dann zum beliebigen Gebrauche anderer Erzieher drucken zu lassen.

Hier ist ein zweiter. Einer von denjenigen Erziehungsgrundsätzen, welche den wenigsten Einschränkungen und Ausnahmen unterworfen sind, und die ich daher auch in der Ausübung am unablässigsten vor Augen habe, ist der: daß die vollkommenste Erziehung diejenige ist, welche alle körperliche und geistige Anlagen der Kinder, in dem besten Verhältnisse zu einander, gleichmäßig auszubilden sucht. Diesem Grundsatze zufolge bemühe ich mich, so sehr es immer möglich ist, die Uebungen der unter meiner Aufsicht zu erziehenden Kinder so abzumessen und auf einander folgen zu lassen, daß keine ihrer Kräfte vorzugsweise entwickelt, keine der andern nachgesetzt, sondern jede gleichmäßig bearbeitet werde. Daß übrigens dies nicht mit Zirkel und Maßstab in der Hand geschehen könne, und daß der Zufall oder der Inbegriff

aller derjenigen Dinge, welche nicht in unserer Gewalt stehen, das von uns abgezielte Gleichgewicht gar oft verrücken, versteht sich, denke ich wol von selbst. *) Nun wird aber jeder Lehrer, der über das, was er lehrt, gehörig nachdenken und Beobachtungen anstellen kann, gestehen, daß bei weitem der beträchtlichste Theil des gewöhnlichen Schulunterrichts nur das Gedächtniß der Kinder in Wirksamkeit setze, und alle die übrigen Seelenfähigkeiten bald mehr, bald weniger, in ungestörtem Schlummer ruhen lasse. Ich glaube daher, bei meiner eigenen Ausübung dies Uebergewicht der Uebungen des Gedächtnisses von Zeit zu Zeit unterbrechen und etwas unterschieben zu müssen, das unmittelbar die übrigen Seelenkräfte, das Gedächtniß hingegen nur mittelbarer Weise beschäftigen möge. Daher entstehen denn besondere Uebungen für den Verstand, besondere für die Einbildungskraft, für den Witz, für den Scharfsinn und für jede andere vorzügliche Seelenkraft, die wir ihren Wirkungen nach, mit Recht von einander unterscheiden, ungeachtet sie im Grunde nichts anders als eben so viele Artungen (Modificationen) einer und eben derselben Denkkraft sind.

---

*) So wie es sich auch von selbst versteht, daß bei zunehmendem Alter des Kindes auf die künftige ganze Bestimmung desselben Hinsicht genommen, und in der Anwendung des obigen Grundsatzes danach verfahren werden muß.

Eine von solchen, zur Beförderung des Gleichgewichtes unter den Seelenkräften der Kinder angestellten Uebungen des Verstandes waren diese Gespräche, die ich am Ende einer jeden Lehrstunde mit alle den örtlichen Umständen aufschrieb, unter welchen sie gehalten waren.

Aber wozu dieses Oertliche in Gesprächen, die nun bestimmt sind, öffentlich aufgestellt zu werden? Um diese Frage zu beantworten, muß ich eine dritte Absicht anzeigen, die mich zur Bekanntmachung derselben bewogen hat.

Ich glaube nämlich, mir ohne Selbstgefälligkeit bewußt seyn zu dürfen, daß ich, nach ziemlich langen Uebungen im Unterrichte, und nach eben so langen Beobachtungen über die Kinderseelen, in der Kunst Begriffe zu entwickeln und mitzutheilen, nach und nach einige Vortheile bemerkt haben mag, welche nicht jedem Anfänger in der ausübenden Erziehungslehre bekannt und geläufig sind. Solche bemerkte Vortheile als Regeln vorzutragen, hat wenig Nutzen; weil diese Regeln nur für diejenigen ganz einleuchtend sind, die während ihrer eigenen Ausübung schon von selbst darauf gekommen waren — also für solche, die sie schon kannten, schon angewandt hatten, und ihrer also am wenigsten bedürfen. Für den übrigen größern Haufen ist zwischen Regel und Anwendung eine solche Kluft befestiget, daß die meisten bei der ersten wol für immer stehen bleiben müssen, ohne zu der andern fortschreiten zu können. Aber eine treue Darstellung einer wirklich geschehe-

nen Anwendung solcher Regeln gewährt den Vortheil, daß auch dem langsamsten Verstande das Wie? die Art und Weise dieser Anwendung, vor's Auge gerückt, und der ihm, wie allen Menschen eigene Nachahmungstrieb zu eigenen Versuchen in ähnlichen Fällen gereizt wird. Ich glaube daher diese Gespräche, ohne Verletzung der Bescheidenheit, der Aufmerksamkeit junger Erzieher, als einen kleinen Beitrag zu einer angewandten Methodenlehre empfehlen zu dürfen.

Wollen solche junge Leute sich die Mühe geben, von den Verfahrungsarten, die ich in diesen Gesprächen angewandt habe, das Allgemeine abzuziehen: so werden sie von selbst auf folgende Lehre stoßen. Um Begriffe aus der Seelen= uud Pflichtenlehre für Kinder aufzuklären und sie ihnen anschaulich zu machen, gibt es verschiedene Mittel, wovon aber freilich das eine besser, als das andere ist. Am sichersten erreicht man seinen Zweck, wenn man sie alle, eins nach dem andern, anwendet, um die junge Seele zu verschiedenen malen, von verschiedenen Seiten her und auf ganz verschiedenen Wegen auf einen und eben denselben Fleck zu führen, der ihr dadurch um so viel bekannter und unvergeßlicher werden muß. Diese Mittel sind folgende:

1. Man kann bloß wörtlich erklären: — die schlechteste und unwirksamste Lehrart unter allen, vornehmlich wenn man damit anfängt. Der Lehrer von Einsicht wendet sie zuletzt,

oder nur alsdann an, wenn ihm ganz und gar keine andere zu Gebote steht.

2. Man kann dergleichen Begriffe in sinnlichen Vorstellungen, Gemälden, Kupferstichen u. s. w. darstellen, und die Kinder sie davon abziehen lassen.

3. Man kann sie durch wahre oder erdichtete Beispiele, von Andern hergenommen, und für die junge Seele anziehend gemacht, bis zu einem gewissen Grade der Anschaulichkeit erheben; noch besser aber durch solche Beispiele, welche aus dem eigenen kleinen Erfahrungskreise der jungen Kinderseele selbst hergenommen sind.

4. Endlich (und dies ist unstreitig die beste Verfahrungsart von allen) kann man die junge Seele, durch allerlei leicht zu erfindende Anstalten, selbst in den Fall setzen, daß sie dasjenige thun oder empfinden muß, was man ihr anschaulich zu machen zur Absicht hat, so daß der Lehrer sie alsdann nur erinnern darf, ihren Blick in sich selbst zu kehren, um dasjenige zu lesen, was man ihr lehren wollte.

Man wird finden, daß ich alle diese Lehrarten, vornehmlich die letzte, so oft angewandt habe, als es in Gesprächen, die gedruckt werden sollten, ohne gar zu große Weitläuftigkeiten geschehen konnte. Dem Zwecke der Kürze mußten auch die meisten sittlichen Anwendungen aufgeopfert werden, in der Voraussetzung, daß die Gelegenheiten dazu sich

einem aufmerksamen Lehrer, auch ohne Fingerzeig, von selbst darbieten würden.

Ein paar Gedanken zu Vorstellungen auf den Kupfertafeln sind von den Basedowschen Elementarbildern entlehnt, weil ich keine zweckmäßigere anzugeben wußte. Diese Kupfer müssen nicht in das Buch eingebunden, sondern aus einander geschnitten werden, damit man den Kindern jedesmal nur dasjenige Viertel vorzeigen könne, dessen man gerade bedarf. Am Ende des Unterrichts können sie, auf Pappe geklebt, in dem Lehrzimmer neben der über diese Gespräche zu machenden Inhaltstafel, zur täglichen Erinnerung aufgehängt werden.

Noch ein Wort von dem Gebrauche für Kinder, den ich von diesem Werkchen gemacht zu sehen wünsche. Es soll, meiner Absicht nach, kein eigentliches Lesebuch, aber auch kein sogenanntes Compendium oder Lehrbuch, sondern vielmehr etwas seyn, das zwischen beiden die Mitte hält. Ich wünsche nämlich, daß der Lehrer, der dies Hülfsmittel gebrauchen will, vor jeder zu gebenden Unterrichtsstunde sich selbst mit dem Inhalte eines dieser Gespräche bekannt machen und sich dann bemühen möge, die darin entwickelten Begriffe den Kindern auf eine gleiche oder ähnliche Weise abzulocken. Am Ende eines jeden Unterrichts möge er ihnen denn das denselben betreffende Gespräch zur Wiederholung erst selbst vorlesen, und nachher es auch von ihnen lesen lassen. So, hoffe ich, wird für den Nutzen des angehen-

den Lehrers und den seiner Schüler zugleich gesorgt seyn.

Ich war anfänglich gesonnen, diese Gespräche noch um einige zu vermehren, und das Ganze in einen sogenannten ersten und zweiten Lehrgang abzutheilen, so daß die ersten Bogen eine Anleitung enthalten sollten, ganz jungen Kindern die allerersten Begriffe von sich selbst auf eine ihrem Alter und ihren Fähigkeiten angemessene Weise beizubringen. Aber ich fand, daß ich das Wesentliche davon schon in denjenigen kleinen Religionsgesprächen mitgetheilt hatte, die im ersten Theile meiner Erziehungsschriften S. 251 und in der zu Altona von mir erschienenen neuen Methode, die Kinder auf eine leichte und angenehme Weise lesen zu lehren, abgedruckt worden sind. Ich glaubte daher, daß es besser wäre, diejenigen, welche sich dieser kleinen Hülfsmittel bedienen wollen, auf die jetztgenannten Bücher zu verweisen, als ihnen, etwas vorzulegen, welches ihnen, dem Hauptinhalte nach, schon bekannt seyn konnte.

Hamburg im Wintermonat 1770.

Vorrede

zur dritten bis siebenten Ausgabe.

Seitdem ich dieses Büchlein schrieb, haben die Vernunftwissenschaften überhaupt, und die Seelenlehre insonderheit, bekanntlich eine gänzliche Umwälzung erfahren. Wir leben in dem Zeitalter der Umwälzungen. Die neue Kantische Seelenlehre sieht der Leibnitzischen und Wolfischen nicht viel ähnlicher mehr, als die neue französische Verfassung derjenigen, welche durch sie verdrängt worden ist. Bei beiden hat man die Grundlagen weggerissen, um andere, (ob haltbarere? wird die Erfahrung lehren) an ihre Stelle zu legen.

Dies hätte mich nun abschrecken sollen, gegenwärtige Kleinigkeit, die zu einer Zeit entstand, da die Leibnitzische Philosophie, wie die französischen Alleinherrscher, noch ruhig auf ihrem unangefochtenen Throne saß, jetzt, da Alles anders ist, noch einmal drucken zu lassen. Das würde auch wol geschehen seyn, wenn nicht theils das Verlangen einer ziemlich beträchtlichen Zahl von Le-

sern, welche eine neue Auflage foderten, theils der ehrlose Kunstfleiß der Nachdrucker, welche sich auch dieses Werkchens schon längst bemächtiget haben, und sich an meine Unterdrückung desselben nicht kehren würden; theils endlich, und zwar vorzüglich, auch folgende Betrachtungen, mich zum Gegentheil dennoch zuletzt bestimmt hätten.

Eine Seelenlehre für Kinder ist, wie ich wol nicht erst zu sagen nöthig habe, etwas ganz anders, als eine Seelenlehre für Männer; und von einer Seelenlehre für Vernunftforscher oder Philosophen ist sie vollends himmelweit unterschieden. Sie maßt sich, wie jedermann sieht, keinesweges weiter etwas an, als nur: diejenigen Begriffe aus der Seelenlehre auf dem Wege der Erfahrung zu entwickeln, welche bei dem Zöglinge, als Vorbegriffe, vorausgesetzt werden müssen, wenn er irgend eines zusammenhängenden und auf Vernunftwahrheiten gegründeten Unterrichts in der Religion und Sittenlehre fähig werden soll. Diese Vorbegriffe nun haben bei der Umwälzung unserer Vernunftwissenschaften, so viel ich merken kann, entweder gar nicht, oder doch nur in so fern gelitten, daß der Sprachgebrauch in Ansehung

ihrer hin und wieder verändert worden ist; und sonach ist der Inhalt dieses Buchs, bei dem es auf jene Vorbegriffe nur allein angesehen war, größtentheils jetzt noch eben so wahr und noch eben so brauchbar, als er es vorher war. Das Wenige, was ich aus der ehemaligen Satzungsseelenlehre oder der sogenannten dogmatischen, damals, als ich dieses Werkchen entwarf, aufnehmen zu müssen glaubte, konnte, ohne Besorgniß einer Verstümmelung, füglich davon abgeschnitten werden. Dies ist denn auch geschehen.

Dennoch würde ich es nicht gewagt haben, diesem kleinen Buche die Ehre, unter die Zahl der Schulbücher aufgenommen zu werden, zu wünschen, wenn es nicht theils seit mehrern Jahren an vielen Orten wirklich schon im Besitze derselben gewesen wäre, und wenn ich nicht andern Theils von der Unentbehrlichkeit eines solchen oder ähnlichen vorbereitenden Unterrichts, ohne welchen in dem kleinen Gebäude unserer ersten Schulkenntnisse immer eine große und schädliche Lücke bleiben würde, die vollkommenste Ueberzeugung hätte. Da mir nun kein anderes, zu diesem Zwecke geschriebenes Buch bekannt war, und da die Entwickelungsarten, die ich hier angewandt habe, von sachverständigen Beurtheilern werth gefunden worden sind, angehenden Kinderlehrern zur Nach-

ahmung empfohlen zu werden: so habe ich mir erlaubt, zu hoffen, daß man — bis zu der Zeit, da uns jemand einen noch zweckmäßigern Leitfaden zu diesem Unterrichte liefern wird — mein Büchlein in seiner nunmehrigen verbesserten Gestalt, auch ferner noch, wie bisher mit Nachsicht gegen seine Mängel und Unvollkommenheiten, werde benützen wollen. Die Verbesserungen bestehen theils in genauerer Bestimmung einiger Begriffe, theils in Sprachberichtigungen, theils da, wo es nöthig schien, in Hinweisungen auf die Lehrsätze unsers großen Verbesserers der Vernunftwissenschaften.

Eine Gesellschaft kleiner Menschen, die schon vor Jahr und Tag eben das von ihrer Seele gehört hatten, was Lotte, die jüngste unter ihnen, in den Gesprächen mit ihrer Mutter lernte, *) war oft sehr begierig, noch mehr davon zu hören. Der Vater hatte ihnen auch zuweilen den Gefallen gethan, ihnen bald dieses, bald jenes davon zu erzählen, so wie die Gelegenheit es gerade mit sich brachte. Aber das war ihnen immer noch zu wenig. Sie wollten gar zu gern ihre und anderer Menschen Seelen noch etwas genauer kennen lernen, und des Fragens war daher kein Ende.

Da sagte endlich der Vater:

„Nun, Kinder, weil ihr denn so sehr verlangt, mit eurer Seele, oder, welches einerlei ist, mit euch selbst, bekannter zu werden: so soll es mir auf ein Dutzend halbe Stunden, die wir dazu nöthig haben werden, eben nicht ankommen. Aber das sage ich euch voraus, es wird viel, viel Aufmerksamkeit erfordert werden, wenn ihr alles so recht verstehen und begreifen wollt."

Kinder. O! wir wollen auch so still seyn, wie ein Mäuschen; Vater soll nur sehen!

Vater. Wohl denn! — Nichts hält uns ab, jetzt gleich anzufangen. Lagert euch!

(Die Kinder setzten sich, und da begann zwischen ihnen und dem Vater folgendes Gespräch.)

*) S. Campen's Erziehungsschriften, 1. Theil. S. 251.

Erstes Gespräch.

Vater. So viel, Kinder, habt ihr doch alle wohl schon längst gewußt, daß nicht dieser unser Leib, sondern unsere Seele es sei, die da lebt und thut Alles, was wir vornehmen; nicht?

Johannes. O ja, — wenn die Seele aus dem Leibe heraus ist, so liegt er ja da, wie ein Klumpen Fleisch, und kann sich gar nicht bewegen.

Vater. Ganz recht; aber wie werden wir es denn nun wohl anfangen, um die Seele, die in diesem Leibe verborgen ist, kennen zu lernen? — Wie? wenn Einer von euch so gut seyn wollte, sich den Leib vom Kopfe bis zu den Füßen aufschneiden zu lassen, damit wir andern hineinsehen und bemerken könnten, was für ein Ding es doch wohl eigentlich seyn möge, das bis jetzt ihn belebt hat?

Alle. Ei, großen Dank! Das Schneiden thut weh.

Diderich. Ja, und was würde es auch helfen? Die Seele krigten wir ja doch nicht zu sehen! Die kann ja nicht gesehen werden.

Vater. Woher weißt du denn das so zuverlässig?

Diderich. Sind nicht oft schon Leute dabei gewesen, wenn einer starb, oder wenn einem der Kopf mitten entzweigehauen wurde? Na, da ging doch die Seele des Menschen hinaus aus dem Körper; aber hat sie wol jemals einer gesehen?

Vater. Hast recht, Diderich! Daraus scheint wirklich zu folgen, daß man die Seele mit Augen nicht sehen könne. — Aber wenn sie nun gleich nicht sichtbar ist, so ist sie vielleicht hörbar, wie der Wind, oder fühlbar, wie

das Feuer, oder schmeckbar, wie Salz oder Zucker, in Wasser aufgelöst?

Nikolas. Ich habe mein Lebtage keine Seele gehört, oder gefühlt; und geschmeckt habe ich auch keine.

Vater. Ich bin in dem nämlichen Falle; und andere Menschen, so viel ich weiß, sind es auch. — Sonderbar! Sollte es sich denn etwa gar so mit ihr verhalten, wie mit dem Dufte einer Rose, oder einer Nelke, den man auch nicht sehen, nicht hören, nicht fühlen und nicht schmecken, aber doch riechen kann?

Gottlieb. Hat Vater denn schon eine Seele gerochen?

Vater. Nein!

Matthias. Oder haben andere Menschen sie gerochen?

Vater. So viel ich weiß, auch nicht!

Ferdinand. Nun so muß man sie ja also wol auch nicht riechen können; sonst würde ja wohl Einer wenigstens sie doch einmal gerochen haben!

Vater. Das denke ich auch. — Immer sonderbarer! Die Seele ist also ein Wesen, welches man nicht sehen, nicht hören, nicht fühlen, nicht schmecken und nicht riechen kann.

Johannes. (hastig) I, so ist sie ja gar nichts!

Vater. Wie meinst du das?

Johannes. Ja, wenn man gar nichts sehen, hören, riechen, schmecken oder fühlen kann, so ist ja gar nichts da!

Vater. So scheints, aber der Schein betrügt uns oft. Nikolas, hole mir einmal deine Zauberleuchte her.

(Der Vater machte unterdeß die Fensterladen zu, damit es im Zimmer finster würde; stellte sich darauf mit der Zauberleuchte hinter einen Schirm, worin ein kleines Loch von der Größe eines Thalers war, hielt das Glas der Leuchte in einer kleinen Entfernung, so, daß es von außen nicht gesehen werden konnte, vor dieses

doch und ließ einige Abbildungen auf die entgegenstehende Wand fallen.)

Vater. Nun, sagt mir doch, Kinder, was ist denn wol die Ursache von den Bildern, die ihr da an der Wand sehet?

Alle. Die Zauberleuchte.

Vater. Was ist denn eigentlich in der Leuchte, was diese Wirkungen hervorbringt?

Diderich. Ein Licht, und denn auch bemalte Gläser, die davorgehalten werden.

Vater. Könnt ihr dieses Licht und die bemalten Gläser denn jetzt wohl sehen?

Alle. Nein.

Vater. Oder könnt ihr sie etwa hören, riechen, schmecken oder fühlen?

Alle. Nein!

Vater. Nun, woher wißt ihr denn, daß die Leuchte mit dem Lichte und den bemalten Gläsern hier im Zimmer ist?

Johannes. Weil wir den Schein des Lichts und die Bilder an der Wand sehen.

Vater. Also daher, weil das Licht und die bemalten Gläser hier etwas machen, etwas hervorbringen, was sonst nicht da seyn würde?

Johannes. Ja!

Vater. Noch eins; was hab ich hier?

Alle. Ah! den Magnet!

Vater. Was thut er jetzt?

Alle. Er zieht die Nadel an; ah! das ist doch närrisch.

Vater. Könnt ihr die Kraft, womit der Magnet das Eisen an sich zieht, sehen?

Alle. Nein!

Vater. Oder könnt ihr diese Kraft hören, riechen, schmecken, fühlen?

Alle. Nein!

Vater. Woher wißt ihr denn abermals so zuverlässig, daß der Magnet diese Kraft habe? daß sie wirklich da sei?

Johannes. Weil wir sehen, daß diese Kraft etwas macht.

Vater. Also, wo etwas gethan oder verrichtet wird, da, meinst du, müsse auch ein Ding seyn, das dieses thut, oder verrichtet?

Johannes. Ja, so meine ich.

Vater. Wohl! Wenn du nun also mit Gewißheit erführest, daß unsere Seele auch etwas thut oder etwas verrichtet, würdest du dann wol noch zweifeln, daß sie da sei? daß sie wirklich etwas sei?

Johannes. Nein, dann nicht mehr.

Vater. Wohlan! so laßt uns denn einmal versuchen, ob wir sie nicht etwa auf der That ertappen können, indem sie gerade etwas macht. (Mit leiser Stimme.) Seid alle ganz still, damit wir sie nicht stören. Sch! Sch! — Nun werden wir gleich etwas von ihrer Arbeit zu sehen bekommen. — (Den Hund rufend) Spadille! (Er nimmt den Hund und setzt ihn auf den Tisch.) Da seht ihn alle einmal recht an! Nun macht alle die Augen fest zu: so! — und nun versucht einmal, ob ihr euch Spadillen wohl wieder vorstellen könnt, ohne daß ihr die Augen aufmacht. Könnt ihr das?

Alle. O ja! O! es ist ordentlich, als wenn wir ihn noch mit Augen sähen.

Vater. Ihr könnt euch also, auch mit verschlossenen Augen, ein Bild von etwas machen, euch etwas vorstellen; nicht?

Alle. Ja, das können wir.

Vater. Und wer sind denn die Wir's, die das können? Sind es eure Leiber?

Nikolas. Ah! das wird wol unsere Seele seyn, die das thut!

Vater. Und wer könnte es denn auch sonst wol seyn? Daß unser Leib für sich selbst nichts zu thun vermag, das wissen wir ja; Alles also, was wir thun, das muß ja nothwendig unsere Seele thun. Also auch, wenn wir uns etwas vorstellen, wer thut es, unser Leib oder unsere Seele?

Alle. Unsere Seele.

Vater. Nun, Johannes, scheint es dir nun noch immer so, als wenn unsere Seele gar nichts sei?

Johannes. Nein, wenn sie etwas thun kann, so muß sie selbst ja auch wohl etwas seyn.

Vater. Wenn nun aber jemand wissen wollte, was unsere Seele denn eigentlich sei, was könnten wir, nach dem, was wir jetzt von ihr erkannt haben, ihm antworten?

Johannes. Die Seele ist ein Ding, das sich etwas vorstellen kann.

Vater. Ein solches Ding pflegen wir eine Vorstellungskraft zu nennen.

Johannes. Nun, also ist unsere Seele eine Vorstellungskraft.

Vater. Aber ist nicht eben das auch der Spiegel, der an der Wand hängt? Stellt der nicht auch etwas vor, das außer ihm ist?

Matthias. Ja!

Vater. Spiegel und Seele sind also wol einerlei? Die Seele ist ein Spiegel, und der Spiegel ist eine Seele; nicht?

(Alle machten große Augen, und wußten nicht, was sie dazu sagen sollten.)

Ihr stutzt? Nun, ich will euch auf die Spur helfen. — Wenn eure Seele sich etwas vorstellt, weiß sie denn

auch wol, was sie thut? Weiß sie, daß sie sich etwas vorstellt?

Diderich. O ja!

Vater. Wenn ihr aber vor den Spiegel tretet, und dieser dann euer Bild darstellt, könnt ihr glauben, daß auch er wisse, was er thut? Was für ein Bild jetzt in ihm zu sehen sei? Sagt, glaubt ihr das?

Alle. O nein! Der Spiegel weiß ja nichts davon!

Vater. Wenigstens giebt er durch nichts zu erkennen, daß er etwas davon wisse; wir haben also auch ganz und gar keinen Grund, ihm ein solches Wissen zuzuschreiben. — Da wäre also ein großer Unterschied zwischen der Seele und dem Spiegel: wer von euch hat diesen Unterschied gefaßt? Worin besteht er nun?

Johannes. Die Seele weiß, was sie sich vorstellt; der Spiegel aber nicht.

Vater. Der Spiegel also stellt bloß etwas vor, die Seele hingegen stellt sich etwas vor; das heißt ja wol mit andern Worten: die Seele ist sich bewußt, sowol ihrer selbst, als auch der Dinge, die sie sich vorstellt, aber der Spiegel weiß nichts, weder von sich selbst, noch von den Dingen, die er vorstellt; nicht so?

Alle. Ja, ja, so ist's!

Vater. Nun, so wissen wir also schon zweierlei von unserer Seele; sie ist —

Johannes. O soll ich's sagen? — Sie ist ein Ding oder ein Wesen, das sich etwas vorstellt, und das sich seiner und seiner Vorstellungen bewußt ist.

Vater. Richtig! Nun wollen wir unsere Seelen einmal wieder dies und das thun lassen, damit wir erfahren, was sie etwa noch mehr können mögen. Seht her, hier ist ein Buch; — indem ihr eure Augen darauf richtet, was thut eure Seele?

Alle. Sie stellt sich das Buch vor.

Vater. Hier ist eine kleine Glocke; horcht, wie sie klingt! kling! kling! Indem ihr darauf hört, was thut eure Seele?

Alle. Sie stellt sich den Klang vor.

Vater. Hier ist eine Hiazinte, die ich im Zimmer gezogen habe; versucht einmal, wie schön sie riecht. — Was thut jetzt eure Seele, indem der Hiazintengeruch in eure Nasen steigt?

Alle. Sie stellt sich den Geruch der Hiazinte vor.

Vater. Hier sind acht Rosinen, für jeden eine; geschwind damit zum Munde! — Was macht eure Seele jetzt, indem ihr die Rosinen kostet?

Alle. Sie stellt sich den Geschmack der Rosinen vor.

Vater. Wer etwas Angenehmes von einem andern empfangen hat, der muß sich nicht weigern, auch einmal etwas Unangenehmes von ihm anzunehmen. Also her euren Rücken! Für jede Rosine jedem einen kleinen Klapps.

Alle. Au! Au! Au! Au!
(Allgemeines Freudengeschrei.)

Vater. Nun was that eure Seele jetzt?

Alle. Sie stellte sich das Wehthun vor.

Vater. Nun sagt mir, wenn ihr keine Augen hättet, um damit zu sehen, keine Ohren, um damit zu hören, keine Nase, um damit zu riechen, keinen Gaumen, um damit zu schmecken, und keine Nerven durch den ganzen Leib, um damit zu fühlen; — kurz, wenn ihr gar keine Sinne hättet, würde eure Seele sich dann wohl das alles auch vorgestellt haben, was sie sich jetzt vorstellte?

Nikolas. Nein, gewiß nicht!

Vater. Was also dem Zimmermanne seine Axt, dem Schneider die Nadel, dem Maler der Pinsel ist, das sind der Seele die Sinne — ihre Werkzeuge. Diese gebraucht sie nothwendig, wenn sie sich ein Bild von einer Sache machen, oder, welches einerlei ist, wenn sie

sich etwas vorstellen will. *) Also schon wieder etwas von unserer Seele erkannt! Was wissen wir nun schon alles von ihr?

Nikolas. O ich! ich! — Unsere Seele ist ein Wesen, das sich seiner selbst bewußt ist, — und das sich etwas vorstellt — durch Hülfe der Sinne.

Vater. Brav, Nikolas! — Nun will ich euch auch ein Bild zeigen, wobei ihr euch an dies alles wieder erinnern könnt. Seht hier! *)

Alle. Ah! ah! das ist nett!

Vater. Da sind fünf Knaben abgebildet, deren

---

*) Nach den Grundsätzen und dem Sprachgebrauche der neuern Seelenlehre müßte es hier heißen: „wenn sie anschauen, d. i. Dinge, die im Raume sind, oder Erscheinungen, wahrnehmen will." Ich fand es aber unthunlich, den obigen alten Sprachgebrauch hier danach abzuändern; denn da hätte ich mich zugleich in Erörterungen und Erklärungen, nach Kantischen Grundsätzen, einlassen müssen, die zu den Fähigkeiten desjenigen Alters, für welches mein Büchlein geschrieben ist, unmöglich herabgestimmt werden können. Ich hätte z. B. zeigen müssen, daß der Sinn nur den Stoff der Vorstellung liefert, d. i. Anschauung möglich macht, der Verstand aber, als der zweite Bestandtheil des Erkenntnißvermögens, die Form der Vorstellung hergiebt oder denkt; daß also ein Blindgeborner nur eine leere Vorstellung der Farbe, ein Taubgeborner nur eine leere Vorstellung vom Schalle, also im Grunde gar keine Vorstellung davon habe, oder sich nichts dabei denke. — Da hätte ich ferner anzeigen müssen, daß wir nur das erkennen, was wir zugleich anschauen und denken; und daß da, wo eins von beiden, das Anschauen oder das Denken fehlt, keine eigentliche Erkenntniß möglich sei; daß in diesem Falle entweder nur leere Töne, wie Farbe für den Blindgebornen, oder bloße Ideen (Vernunftbegriffe), wie ein Geist, Gott u. s. w. Statt finden. Da hätte ich mich endlich gar auf die Gedankenformen oder Kategorien, und worauf nicht sonst noch mehr einlassen müssen, was ich für Kinder sowol begreiflich als auch nützlich machen zu können, bezweifelte.

*) Taf. I. 1.

Seelen sich etwas vorstellen. Sagt mir, was sich jeder derselben wol eigentlich vorstellen mag?

Diderich. Der da stellt sich ein Bild vor, das er in der Hand hält.

Johannes. Und der zweite, der mit der kleinen Glocke läutet, stellt sich den Klang derselben vor.

Nikolas. O! und ich weiß, was sich der da vorstellt, der die Nase zudrückt! — Den Geruch der Feder, die er ins Licht hält.

Gottlieb. Nun ich! — Der stellt sich den Geschmack des Apfels vor, den er ißt.

Ferdinand. Und der da, der sich mit dem Messer in den Finger geschnitten hat, stellt sich den Schmerz vor, den ihm das macht.

Vater. Und wodurch stellt sich die Seele dieser Knaben das alles vor?

Alle. Durch die Sinne!

Diderich. Meiner durchs Gesicht.

Johannes. Meiner durchs Gehör.

Nikolas. Meiner durch den Geruch.

Gottlieb. Meiner durch den Geschmack.

Ferdinand. Und meiner durchs Gefühl.

Vater. Ich sehe noch Einen, in welchem auch etwas vorgestellt wird. Ihr auch!

Alle. O ja! der Spiegel, der da hinter dem einen Knaben hängt.

Vater. Ihr seht in ihm das Bild des Knaben, der vor ihm steht. Aber weiß der Spiegel wol, daß dieß Bild in ihm sei?

Alle. Nein! — o nein!

Vater. Weiß denn aber die Seele der Knaben, was sie sich jetzt vorstellt?

Johannes. Ja, wenn es wirkliche Menschen und keine Bilder wären!

Vater. Nun, wir bilden uns ein, daß es wirklich

lebendige Menschen sind; woraus schließt ihr nun, daß ihre Seelen wissen, was sie sich vorstellen?

Diderich. Weil der da sich freuet über das Bild, das er ansieht.

Johannes. Und der da auch über den Klang der Glocke.

Nikolas. Und dieser über den Apfel, der ihm so gut schmeckt.

Gottlieb. Meiner, der sich den häßlichen Geruch der Feder vorstellt, hält sich die Nase zu; er muß ja also wol wissen, was er riecht.

Ferdinand. Und meiner, der sich geschnitten hat, auch; er macht ja so ein grämliches Gesicht.

Vater. Ganz gewiß wissen alle diese Knaben, woran sie jetzt denken, oder was sie sich vorstellen; aber der Spiegel?

Johannes. Der weiß nichts davon.

Vater. Der freuet sich über nichts, und betrübet sich über nichts. Das macht, er weiß weder etwas von sich selbst, noch etwas von dem, was in ihm vorgestellt wird. Er ist also ein todter, unsere Seele aber ein lebendiger Spiegel; er ein Spiegel ohne Bewußtseyn, unsere Seele ein Spiegel mit Bewußtseyn ihrer selbst. — Morgen mehr davon!

Zweites Gespräch.

Vater. Nun, habt ihr Lust! so plaudern wir wieder ein wenig von unserer Seele.

Alle. O ja, lieber Vater! Wir möchten gern noch mehr davon hören.

Vater. Seht, ich habe eine weiße Tafel mitgebracht; darauf wollen wir jedesmal mit wenigen Worten aufschreiben, was wir neues von unserer Seele erfahren. Dann will ich diese Tafel an die Wand hängen, und neben ihr die Bilder, die uns von Zeit zu Zeit wieder daran erinnern können.

Johannes. Ah! so wie wir es mit der Erdbeschreibung und mit der Geschichte gemacht haben?

Vater. Gerade so!

Nikolas. O das ist prächtig! Da können wir's denn auch immer wieder ansehen, daß wir es recht behalten.

Vater. Also zur Sache! — Tretet einmal hieher, wo ihr die Thurmspitze von Wandsbeck sehen könnt. Seht ihr sie?

Alle. O ja! dort!

Vater. Seht ihr nicht auch oben auf derselben etwas Schwarzes flimmern?

Alle. O ja! O ja!

Diderich. Das wird wohl die Fahne seyn.

Vater. Kann seyn! Aber vielleicht ist es auch keine Fahne, sondern ein Hahn, oder ein Stern, oder eine Sonne. Oder könnt ihr etwas unterscheiden, was es eigentlich ist?

Alle. Nein!

Vater. Ich auch nicht. Seht, da hat also unsere Seele eine Vorstellung von einer Sache, die sie von andern Sachen zu unterscheiden nicht im Stande ist. Wißt ihr, wie man eine solche Vorstellung nennt? — Man nennt sie eine dunkle Vorstellung. — Hat eure Seele wohl schon mehr dergleichen dunkle Vorstellungen gehabt?

Johannes. O ja! da wir in Travemünde bei der Ostsee waren, da sahen wir weit weit hin ein Schiff auf dem Meere, das uns nur als ein kleiner schwarzer

Fleck vorkam. Das konnten wir ja auch nicht von andern Dingen unterscheiden; wir wußten nicht, ob es eine Krähe, oder ein Schiff war.

Vater. Also auch davon hatten wir eine dunkle Vorstellung. — Aber indem das Schiff nun etwas näher kam, konnten wir es da nicht von einer Krähe unterscheiden?

Diderich. O ja, doch wohl!

Väter. Aber konnten wir schon die Masten, das Tauwerk, das Steuerruder und andere einzelne Theile des Schiffes erkennen?

Alle. Nein!

Vater. Wenn uns also jemand gefragt hätte: welches die einzelnen Theile des fernen Schiffes wären, an welchen Zeichen oder Merkmalen wir es erkennten, und wodurch wir es also von andern Sachen unterschieden: hätten wir ihm auf diese Fragen antworten können?

Alle. Nein!

Vater. Was mochte denn also das wohl für eine Vorstellung seyn, die unsere Seele sich damals von dem Schiffe machte? — Eine dunkle war's doch nicht mehr; denn wir waren schon überzeugt, daß es nichts anders, als ein Schiff wäre; wir konnten es also schon von andern Sachen unterscheiden, und doch konnten wir noch nicht sagen, wodurch es von andern Sachen eigentlich unterschieden würde? — Hört, Kinder, eine solche Vorstellung nennt man eine, zwar klare, aber auch zugleich verworrene Vorstellung.

Gottlieb. O! das muß Vater nun auch anschreiben an die Tafel!

Vater. Was denn?

Gottlieb. Daß sich unsere Seele zuweilen eine dunkle, zuweilen eine klare, aber verworrene Vorstellung macht.

Vater. Nur noch einen Augenblick Geduld; dann sollt ihr mir vorsagen, was ich anschreiben muß. — Sagt mir erst, seht ihr nicht etwa auch hier um euch her etwas, wovon eure Seele sich eine, zwar klare, aber doch zugleich verworrene Vorstellung macht?

Nikolas. O ja; von dem Baume dort, der jenseits der Bille *) steht!

Vater. Warum sagst du, daß du von diesem Baume keine dunkle, sondern eine klare, aber doch verworrene Vorstellung habest?

Nikolas. Ja, ich kann wohl sehen, daß es ein Baum ist, aber ich weiß doch nicht, was für einer; es mag wohl ein Obstbaum seyn, aber vielleicht ist es auch kein Obstbaum, sondern eine Eiche, oder eine Linde, oder ein anderer Baum.

Vater. Also deswegen, weil du zwar den Baum von andern Dingen unterscheiden, aber doch nicht die einzelnen Theile desselben — die Blätter, die Zweige, die Rinde — dir vorstellen kannst; nicht?

Nikolas. Ja, Vater!

Vater. Du hattest also recht zu sagen, daß du von diesem Baume eine klare, aber auch zugleich verworrene Vorstellung habest. — Nun siehe aber einmal den Birnbaum an, der hier dicht vor uns steht. Sollte deine Seele wohl von diesem nicht noch eine andere Vorstellung, als von jenem entfernten Baume, haben?

Nikolas. O ja!

Vater. Und warum?

Nikolas. O, an diesem kann ich ja so viel unterscheiden! Ich sehe die Rinde, die Zweige, die kleinen Blätterchen, die eben erst hervorgekrochen sind. —

Vater. Bei diesem Baume kannst du also sagen,

*) Ein kleiner Fluß, der bei Hamburg in die Elbe fällt.

wodurch, oder durch welche Kennzeichen er von allen andern Bäumen unterschieden wird?

Nikolas. Ja, das kann ich.

Vater. Also hast du von diesem Baume keine verworrene, sondern — horcht auf, ihr andern! — eine deutliche Vorstellung. Indem man nun eine deutliche Vorstellung von einem Dinge bekömmt; so merkt man leicht, daß die Kennzeichen, wodurch es sich von andern unterscheidet, nicht alle von einerlei Art sind. Einige davon kommen nämlich nur diesem Einen Dinge allein zu, oder werden nur an ihm allein bemerkt; andere hingegen findet man an mehreren Dingen, die eine Aehnlichkeit mit diesem haben. An unserm Birnbaume z. B. sehen wir, daß er gerade nur fünf Aeste hat, daß er etwas schief gewachsen ist, daß er in der Mitte seines Stammes ein Loch hat u. s. w.; lauter Kennzeichen, woran wir ihn unter allen andern Bäumen erkennen und von allen unterscheiden können. Die übrigen Kennzeichen, z. B., daß er einen Stamm, Aeste, Zweige und Blätter hat, daß er durch seine Wurzeln mit der Erde zusammenhängt, durch dieselben seine Nahrung aus der Erde saugt u. s. w., sind solche, die er mit allen andern Bäumen gemein hat. Durch diese können wir ihn daher nur von solchen Dingen, die keine Bäume sind, z. B. von einem Hause, von einem Hunde u. s. w.; aber nicht von andern Bäumen unterscheiden. Wir nennen sie daher allgemeine Kennzeichen, weil sie allen Dingen, die von einerlei Art sind, zugleich zukommen. Wenn wir uns nun diese allgemeinen Kennzeichen, welche die Dinge von einerlei Art mit einander gemein haben, und wodurch sie sich von Dingen anderer Arten unterscheiden, vorstellen oder denken: so nennen wir das allgemeine Vorstellungen oder Begriffe.

Johannes. Ah! Nun kennen wir schon vielerlei Vorstellungen — dunkle, klare, deutliche und allgemeine!

Vater. Gut gemerkt! — Nun wollen wir unser gestriges Bild noch einmal ansehen. Wer von euch kann mir sagen, was für eine Vorstellung sich wol eben jetzt die Seele dieses ersten Knaben macht, der das Bild ansieht, eine deutliche, verworrene oder dunkle?

Johannes. Eine deutliche.

Vater. Warum?

Johannes. J, weil er das Bild von allen andern Sachen unterscheiden kann, und weil er auch zu sagen weiß, wodurch es sich von allen andern Sachen unterscheidet.

Vater. Wenn er nun aber, indem er dieses Bild ansieht, sich bloß diejenigen Kennzeichen desselben dächte, wodurch nicht dies Bild insbesondere von andern Bildern, sondern wodurch ein Bild überhaupt sich von jeder andern Sache, die kein Bild ist, unterscheidet: was für eine Vorstellung hätte er dann?

Johannes. Eine allgemeine, oder einen Begriff.

Vater. Richtig! Aber was für eine Vorstellung hat denn wol die Seele des andern Knaben, der auf den Klang der Glocke horcht? (Alle schwiegen.) Laßt uns versuchen, ob wir's nicht errathen können. Glaubt ihr nicht, daß er den Glockenklang von allen andern Tönen unterscheiden könne?

Diderich. Ja, das wohl.

Vater. Aber wenn ihn nun jemand fragte: wodurch denn dieser Glockenklang von allen andern Tönen unterschieden wäre: glaubt ihr, daß er die Kennzeichen desselben bestimmt anzugeben im Stande wäre?

Nikolas. Nein.

Vater. Was hat er also wol jetzt für eine Vorstellung?

Nikolas. O ich weiß, ich weiß! Zwar eine klare, aber doch noch verworrene Vorstellung.

Vater. Getroffen! — Aber wer von euch kann mir

Einen zeigen auf diesem Bilde, dessen Seele eine dunkle Vorstellung hat?

Gottlieb. Der da, der sich die Nase zuhält.

Vater. So! Also meinst du, daß die Seele dieses Knaben den Geruch der angebrannten Feder von jedem andern Geruche, z. B. von dem Geruche einer Rose, nicht unterscheiden könne?

Gottlieb. Nein, das meine ich nicht.

Vater. Also hat sie ja auch keine dunkle Vorstellung mehr, sondern eine klare.

Ferdinand. O nun weiß ich! Der da, der den Apfel speiset!

Vater. Du meinst also, der wisse nicht, ob er in einen Apfel, oder in ein Stück Rhabarberwurzel beiße?

Ferdinand. Nein, das kann nicht der Fall seyn. Er kann ja wohl schmecken, daß er einen Apfel, und nicht Rhabarber ißt.

Vater. Also unterscheidet er ja auch etwas; er hat also gleichfalls keine dunkle, sondern schon eine klare, nur freilich auch verworrene Vorstellung.

Matthias. O nun ist es gewiß der, der sich in den Finger geschnitten hat!

Johannes. Ja, du hast es getroffen! Der wird ja auch wohl den Schmerz, den ihm das macht, von andern Dingen unterscheiden können!

Vater. Sicher! Es wird ihm gewiß nicht so dabei zu Muthe seyn, als wenn ihn etwa Einer nur ein wenig kitzelte.

Nikolas. Ja, so ist keiner darunter, der eine dunkle Vorstellung hat.

Vater. Und ich — nun wundert euch einmal! — getraue mir zu sagen, daß die Seele eines jeden von ihnen, keinen einzigen ausgenommen, irgend eine dunkle Vorstellung von etwas habe.

Johannes. I, wie können sie das? Der Eine hat

ja eine deutliche, und die andern haben ja alle klare Vorstellungen!

Vater. Thut nichts! du mußt nur wissen, lieber Johannes, daß unsere Seele mehr als eine Vorstellung zu gleicher Zeit haben kann. Indem sie sich nämlich etwas deutlich oder klar vorstellt, kann sie sich zu eben der Zeit auch noch viele andre Dinge dunkel vorstellen. Zum Beispiel: meinst du nicht, daß jeder dieser Knaben den Schall der kleinen Klocke hört, die Der da läutet?

Johannes. O ja!

Vater. Aber da jeder von ihnen seine ganze Aufmerksamkeit auf etwas Anders richtet, und auf das Läuten also gar nicht Acht hat: sollte ihre Seele wohl in diesem Augenblicke den Schall, den sie hört, von jedem andern Schalle unterscheiden?

Johannes. Nein!

Vater. Also was für eine Vorstellung hat denn nun wohl die Seele dieses Knaben von dem Schalle der Klocke, den Einzigen ausgenommen, der darauf achtet?

Johannes. Eine dunkle.

Vater. Siehst du? — Aber dieser einzige, der sich ganz allein mit der Klocke beschäftiget, sollte der wohl nicht auch irgend eine dunkle Vorstellung nebenbei haben?

Johannes. Ich wüßte nicht welche!

Vater. Ich aber glaube doch eine solche in seiner Seele wahrzunehmen. — Siehe nur Den da, der sich geschnitten hat, recht aufmerksam an: nicht wahr, er scheint zu schreien? Dies Geschrei dringt ohne Zweifel auch in die Ohren dessen, der da mit der Klocke spielt. Seine Seele stellt sich also wirklich dieß Geschrei seines Bruders oder Freundes mit vor; aber nur dunkel, weil sie mit etwas Anderem beschäftiget ist. Stellte sie sich dasselbe klar vor, das heißt, unterschiede sie wirklich das Geschrei des Schmerzes, welches dieser anhebt, von je-

dem andern Geräusche: so würde er sich ja nach ihm umsehen, ob er ihm nicht etwa helfen könnte. Meinst du nicht auch, Johannes?

Johannes. Ja!

Vater. Du siehest also, daß auch die Seele dieses Knaben in dem Augenblicke eine dunkle Vorstellung hat. — Jetzt sagt mir vor, was ich anschreiben soll.

Nikolas. O soll ich's sagen?

Alle. Nein ich! ich! ich!

Vater. Nun, Alle zugleich könnt ihr's doch nicht sagen? — Wir müssen loosen. Geschwind nenne jeder, so wie die Reihe an ihn kömmt, einen der alten Persischen Könige, und zwar in der Ordnung, wie sie auf einander gefolgt sind. Der, auf welchen der letzte, Darius Kodomannus, trifft, habe gewonnen.

(Sie nannten die Könige, und Darius Kodomannus fiel auf Nikolas.)

Also du, Nikolas, sag' an!

Nikolas. Unsere Seele stellt sich einige Dinge dunkel vor.

Vater. Halt! — Nun mußt du mir auch erst sagen, was das heißt.

Nikolas. Das heißt: sie kann das Ding, das sie sich so vorstellt, nicht recht von andern Dingen unterscheiden.

Vater. Gut! Nun weiter.

Nikolas. Unsere Seele stellt sich auch zuweilen etwas klar vor.

Vater. Das heißt?

Nikolas. Das heißt: sie kann zwar das Ding, das sie sich so vorstellt, von andern unterscheiden, aber sie kann nicht die Kennzeichen angeben, wodurch es von andern Dingen unterschieden wird.

Vater. Und wie wird eine solche klare Vorstellung deswegen auch genannt?

Nikolas. Eine verworrene.

Vater. Ich hab's; nur weiter!

Nikolas. Unsere Seele stellt sich auch zuweilen etwas deutlich vor.

Vater. Das heißt?

Nikolas. Das heißt: sie kann das, was sie sich so vorstellt, nicht blos von andern Dingen unterscheiden, sondern sie kann auch die Kennzeichen angeben, wodurch es von andern Dingen unterschieden wird.

Vater. Gut!

Nikolas. Wenn sie aber dabei blos an solche Kennzeichen denkt, welche das Ding mit allen andern Dingen, die zu einerlei Art gehören, mit einander gemein hat: so heißt die Vorstellung davon eine allgemeine oder ein Begriff.

Vater. Punktum! — Nun, Kinder, ehe wir weiter gehen, sagt mir doch, sollte das Alles, was wir von unserer Seele nun schon erkannt haben, auch wohl auf die Seelen der Thiere passen? — Erstens, was meint ihr, sollten diese auch wohl solche Wesen seyn, die man nicht sehen, hören, fühlen, schmecken, oder riechen, mit Einem Worte, die man durch keinen unserer fünf Sinne wahrnehmen kann?

Johannes. O ganz gewiß! Ich wenigstens habe sie auf diese Weise niemals wahrgenommen.

Vater. Ich auch nicht, und so viel ich weiß, niemand. — Und sollten diese Thierseelen sich wohl auch etwas vorstellen können?

Diderich. O freilich! — Wenn ich dem Hunde ein Stück Brod hinwerfe, so schnappt er danach; er muß sich ja also wohl das Brod vorgestellt haben.

Vater. Aber sollte die Hundeseele auch wohl wissen, daß sie sich etwas vorstellt, und sollte sie sich also ihrer Vorstellungen bewußt seyn?

Nikolas. J, sonst würde er ja nicht danach schnappen!

Vater. Stellt aber die Seele der Thiere sich auch wohl die Dinge durch Hülfe der Sinne vor?

Gottlieb. O ja; unser Spadille kann ja auch sehen, hören, riechen, schmecken und fühlen, eben so, wie wir.

Vater. Riechen kann er noch besser als wir. Die Thiere haben gemeiniglich einen oder den andern Sinn viel schärfer, als die Menschen. Bei Einigen findet man weniger Sinne, als wir haben; Andere mögen vielleicht mit Sinnen begabt seyn, die wir gar nicht kennen. — Nun, also haben die Thiere auch Sinneskraft. Laßt uns weiter fragen: unsere Seele stellt sich einige Dinge dunkel vor, was meint ihr, sollten das die Thierseelen auch wohl thun?

Ferdinand. Ich glaube, ja.

Vater. Und warum glaubst du, ja?

Ferdinand. Ich weiß es nur nicht so zu sagen.

Vater. Das heißt, du hast selbst noch keine deutliche Vorstellung davon: sonst könntest du es sagen. Laß sehn; nicht wahr, wenn wir träumen, so stellen wir uns die Dinge, von welchen wir träumen, dunkel vor?

Ferdinand. Ja.

Vater. Nun, hast du nie bemerkt, daß die Hunde auch zu träumen pflegen?

Ferdinand. Ach ja, zuweilen bellen sie ordentlich im Schlafe, und wedeln mit dem Schwanze.

Vater. Zweifelst du also noch, ob ihre Seelen auch zuweilen dunkle Vorstellungen haben?

Ferdinand. Nein! — Aber haben sie auch wohl klare Vorstellungen?

Vater. Das wollen wir gleich sehen. — Hier ist ein Stein und hier ein Stück Brod von gleicher Größe, und fast von gleicher Farbe; die wollen wir Spadillen vorlegen und dann sehen, ob er sich wohl vergreifen werde, oder ob er das Brod von dem Steine sogleich zu unterscheiden wisse. Rufe ihn Einer her?

Matthias, (der zurückkömmt). Spadille war nicht da, aber hier ist Cerberus.

Vater. Gleich viel. Nun gebt Acht; Cerberus! — Ha! ha! seht ihr?

Matthias. O der weiß das Eine von dem Andern gut genug zu unterscheiden!

Vater. Was hat er also jetzt für eine Vorstellung gehabt?

Gottlieb. Eine klare.

Vater. Aber sollte er wohl dabei gedacht haben, wodurch eigentlich dies Brod von anderm Brode unterschieden wird?

Johannes. Nein.

Vater. Oder sollte er dabei etwa an diejenigen Kennzeichen des Brodes gedacht haben, wodurch es sich vom Fleische, von Fischen und von andern Dingen unterscheidet?

Johannes. Nein.

Vater. Wir haben wenigstens keine Ursache es zu vermuthen. Deutliche Vorstellungen und allgemeine Begriffe äußern die Thiere niemals; man hat daher Recht zu sagen, daß sie zu solchen Vorstellungen unfähig sind. Das ist also der erste Vorzug, den der liebe Gott unsern vor den Seelen aller Thiere gegeben hat. Und wollt ihr wissen, wie man diesen unsern Vorzug zu nennen pflegt? Man nennt ihn — den Verstand. Wenn man also sagt: unsere Seele habe Verstand, was heißt das nun wohl mit andern Worten?

Johannes. Sie kann sich etwas deutlich

vorstellen und sich allgemeine Begriffe machen.

Vater. Richtig! Auch das wollen wir auf unserer Tafel anmerken — So! Und nun noch eine Frage: wenn der Verstand in dem Vermögen besteht, sich etwas deutlich vorzustellen und allgemeine Begriffe zu bilden, wie werden wir es denn wohl anzufangen haben, um diesen unsern Verstand zu vergrößern, zu erweitern, zu vervollkommnen?

Johannes. Wir müssen suchen, uns von allen Dingen recht deutliche Vorstellungen zu machen, oder uns die Kennzeichen zu merken, wodurch sie von andern Dingen unterschieden werden.

Vater. Richtig! Aber wie machen wir nun das? — Wer weiß?

Gottlieb. O ich! ich! — Wir müssen nur recht Acht geben, wenn wir etwas sehen oder hören.

Vater. So ist's. Je mehr wir auf das, was wir sehen oder hören, achten und darüber nachdenken, desto deutlicher wird unsere Vorstellung davon, desto besser können wir es unterscheiden und behalten. — Seht, ihr jungen Freunde, da habt ihr also auf einmal ein sicheres Mittel gelernt, recht viel Verstand zu bekommen; und dieses Mittel heißt?

Alle. Achtsamkeit!

Vater. Genug für heute.

Drittes Gespräch.

(Der Vater erschien am folgenden Tage mit einem zusammengedrehten Schnupftuche in der Hand, und gab, ohne etwas dabei zu sagen, jedem einen Klapps)

Alle. Au! au weh! hi! hi! au weh! ha! ha!

Vater. Was ist's?

Einige. Es thut weh.

Vater. Das ist mir lieb.

Einige. Warum denn?

Vater. Weil ihr dadurch wieder eine schöne Eigenschaft unserer Seele kennen gelernt habt.

Johannes. Was denn für eine?

Vater. Nicht wahr, ihr fühltet Alle ein wenig Schmerz?

Alle. Ja!

Vater. Ihr wißt doch auch Alle, woher dieser Schmerz kam!

Alle. Ja!

Vater. Der Klumpsack nämlich war die Ursache dieses Schmerzes, und der Schmerz war eine Wirkung des Klumpsacks; nicht?

Alle. Ja!

Vater. Eine Seele kann also von einigen Wirkungen die Ursache, und von einigen Ursachen die Wirkung einsehen?

Nikolas. Was ist denn das eigentlich — Ursache und Wirkung?

Vater. Das, was etwas macht, heißt die Ursache, und das, was durch etwas gemacht wird, heißt die Wirkung. Der Klumpsack, oder eigentlicher zu reden, mein Arm, der den Klumpsack führte, machte den

Schmerz, er war also die Ursache desselben; der Schmerz wurde durch diesen meinen Arm mit dem Klumpsacke gemacht, er war also eine Wirkung davon. Versteht ihr?

Alle. O ja!

Vater. Nun, kann eure Seele nicht von einigen Dingen die Ursache deutlich einsehen, und weiß sie nicht auch eben so deutlich von andern Dingen, was sie für eine Wirkung haben?

Alle. Ja!

Vater. Noch eins! wenn euch jemand sagte: Die Mäßigkeit erhält uns gesund, also müssen wir mäßig seyn: wäre euch das begreiflich?

Einige. O ja?

Vater. Aber wenn ein Anderer euch sagte: Die Mäßigkeit erhält uns gesund, also müssen wir nicht mäßig seyn; wäre euch das auch begreiflich?

Einige. O nein, das wäre ja dumm!

Vater. Ihr meint also, aus dem Grunde, daß die Mäßigkeit gesund erhält, fließe nur die Folge, daß man mäßig leben müsse; aber es folge keinesweges daraus, daß man unmäßig leben müsse?

Alle. Ja!

Vater. Ihr könnt also auch einsehen, wie eine Sache in der andern gegründet ist, oder ob eine Sache aus der andern folgt oder nicht. Nun, so hört denn, was ich euch eigentlich sagen wollte; weil unsere Seele das alles kann, weil sie die Ursachen und Wirkungen, Gründe und Folgen erkennen und begreifen kann; so sagt man, sie habe Vernunft. Hat also eure Seele auch wohl schon Vernunft!

Alle. O ja!

Vater. Warum?

Diderich. I, das haben wir ja eben erfahren; weil sie deutlich einsehen kann, daß etwas gemacht wird, und wodurch es gemacht wird; und weil sie begreifen

kann, ob eine Sache in der andern gegründet ist, oder nicht.

Vater. Habt ihr wohl schon von mehrern Dingen die Ursache oder den Grund, und wiederum von andern die Wirkung oder die Folge eingesehen? — Zum Beispiel, es regnet jetzt; woher kömmt der Regen?

Gottlieb. Aus den Wolken.

Vater. Was sind also die Wolken?

Matthias. Die Ursache des Regens.

Vater. Und was ist der Regen?

Johannes. Eine Wirkung der Wolken.

Vater. Ein anderes Beispiel. Gebt einmal Acht, ob ihr von einem Satze, den ich euch vorlegen will, den Grund, und von einem andern die Folge erkennen und angeben könnt.

Man muß, wo es etwas zu lernen giebt, aufmerksam seyn; warum?

Einige. I, weil man sonst nichts lernt.

Vater. Wer ein recht geschickter und brauchbarer Mann werden will, der wünscht auch viel zu lernen; was folgt daraus?

Einige. Daß er auch immer aufmerksam seyn wird, wo es etwas zu lernen giebt.

Vater. Und wie heißt nun die Kraft, mit welcher eure Seele dies alles erkannte?

Alle. Vernunft.

Vater. Wohl! — Seht hier ein Bild, *) das uns an die Eigenschaft unserer Seele wieder erinnern kann. Am Himmel ist ein Regenbogen vorgestellt; und dieser Jüngling hier bemüht sich, die Ursachen desselben einzusehen.

Nikolas. Was hat er denn in der Hand?

Vater. Ein dreieckiges geschliffenes Glas, Pris-

---

*) Tafel I. 2.

ma oder Farbenspalter genannt. Wenn man ein solches Glas gegen die Sonnenstrahlen hält, so daß sie dadurch schießen müssen: so werden sie siebenmal gespalten, und jeder Theil derselben zeigt sich unter einer besondern Farbe, veilchenfarbig, purpur, blau, gelb, pommeranzengelb und roth. Eben diese Farben bemerkt der Jüngling auch in dem Regenbogen. Da er nun beobachtet hat, daß zur Zeit eines *) Regenbogens immer viele feuchte Dünste oder Regentropfen in der Luft sind: so schließt er, daß die Sonnenstrahlen, indem sie dadurch schießen, eben so getheilt werden, als wenn man ihnen das Prisma vorhält. Um dessen noch gewisser zu werden, setzt er ein Glas mit Wasser an die Sonne, und da sieht er nun mit Vergnügen, daß hinter dem Glase ebendieselben Farben entstehen, die er hinter dem Prisma und in dem Regenbogen wahrnahm. Er ist daher nun völlig überzeugt, daß der Regenbogen eine Wirkung der Sonnenstrahlen und der wässerichten Dünste ist, die sich in der Luft befinden. Er hat also die Ursache des Regenbogens deutlich erkannt; — und mit welcher Kraft seiner Seele that er das?

Diderich. Mit seiner Vernunft.

Vater. Was meint ihr nun, sollten die Seelen der Thiere wohl auch Vernunft haben?

Alle. Nein! — man nennt sie ja unvernünftige Thiere.

Vater. Aber giebt man ihnen auch diesen Namen wohl mit Recht? Können sie wirklich in keinem Falle die Ursache von etwas erkennen; und wissen sie wirklich in keinem Falle, was eine Sache für Wirkungen habe?

Johannes. O ja! — wenn man unserm Cerberus die Peitsche zeigt, so läuft er fort, weil er einige mal Schläge damit gekrigt hat, als er in dem Garten Löcher kratzte.

*) Taf. I. 2.

Vater. Du meinst also, er wisse, die Peitsche sey die Ursache von dem Schmerze, den ihm die Schläge verursachten?

Johannes. Ja!

Vater. Aber sollte er sich von dieser Peitsche, von dem dadurch verursachten Schmerze, und von dem Zusammenhange, der zwischen beiden Statt findet, wohl eine deutliche Vorstellung machen?

Johannes. Nein; die Thiere haben ja nur dunkle und verworrene Vorstellungen.

Vater. Oder sollte der Hund oder irgend ein anderes Thier, wohl eben so, wie ihr es konntet, den Grund und die Folge von den Sätzen einsehen können, die ich euch jetzt eben vorlegte?

Alle. O nein!

Vater. Also hat er auch keine Vernunft! Also abermals ein großer Vorzug, den der Schöpfer uns vor allen andern lebenden Wesen hienieden verliehen hat! — Und welcher Vorzug! Er ist es, der uns in den Stand setzt, Gott unsern Schöpfer, zu erkennen, zu lieben und durch die Erfüllung seiner Gesetze einer Glückseligkeit theilhaftig zu werden, deren kein vernunftloses Wesen fähig ist. Laßt uns ihm dafür danken, und durch einen guten Gebrauch dieses Geschenkes uns dessen immer würdig zu machen suchen! — Nun, Johannes, sage mir vor, was ich anschreiben soll.

Johannes. Unsere Seele hat auch Vernunft.

Vater. Und was heißt das nun mit andern Worten?

Johannes. Sie kann von vielen Dingen die Ursache und auch die Wirkung deutlich einsehen, und sie kann begreifen, wie eins in dem andern gegründet ist, oder wie eins aus dem Andern folget.

Vater. Und wie müssen wir es denn nun wohl anfangen, um recht viel Vernunft zu bekommen?

Johannes. Ja, wir müssen uns nur immer bemühen, die Ursachen und Wirkungen, den Grund und die Folge der Dinge einzusehen.

Vater. Das heißt ja wohl mit andern Worten: wir müssen uns gewöhnen, bei jeder Sache, die uns vorkömmt, zu fragen: wie entstand sie? woher rührt sie? wer hat sie gemacht? wozu nützt sie? was bringt sie hervor? oder wozu gebraucht man sie?

Johannes. Ja!

Vater. Und wenn wir etwas denken, hören oder lesen, so müssen wir uns oft die Fragen vorlegen: warum das? und, was folgt daraus? Nicht?

Alle. Ja.

Vater. Jetzt, Kinder, laßt uns fortfahren, unserer Seele aufzupassen, ob wir nicht vielleicht noch mehrere Eigenschaften in ihr entdecken können. Um aber unterdeß nicht müßig zu seyn, wollen wir mit einander plaudern.

Nikolas. Worüber?

Vater. Ueber die große hölzerne Tafel da. Ich will das Gespräch anfangen; sage ich etwas, worin ich euch zu irren scheine, so habt ihr die Erlaubniß, mir zu widersprechen, welches sonst, wie ihr wohl wißt, sich nicht schickt für Kinder. — Diese Tafel ist schneeweiß.

Alle (lachend). Nein, diese Tafel ist nicht schneeweiß; sie ist pechschwarz.

Vater. Da sind wir ja auf einmal ganz verschiedener Meinung. Ich bejahe, daß die Tafel schneeweiß sei, und ihr alle verneint es. War es nicht so?

Alle. Ihr glaubt doch auch wohl alle eurer Sache recht gewiß zu seyn?

Alle. O ja! so gewiß!

Vater. Halt, da hätten wir ja, ehe wir es ver-

muthen, wieder eine neue Kraft unserer Seele entdeckt. — Sie kann also auch einsehen, ob etwas müsse bejaht oder verneint werden?

Alle. Ja, das kann sie.

Vater. Nun, das ist mir lieb: so weiß ich, daß unsere Seele auch urtheilen kann.

Johannes. Urtheilen?

Vater. Ja; denn das nennt man ja urtheilen, wenn jemand einsieht, ob etwas müsse bejaht oder verneint werden. Kann das nun eure Seele nicht auch?

Alle. O ja!

Vater. Wir wollen doch gleich noch einmal sehen, ob es auch wirklich wahr sei. Ich will etwas an die Tafel schreiben, und ihr sollt mir sagen, ob das, was ich angeschrieben habe, bejaht oder verneint werden müsse.

(Er schreibt an die Tafel): Unsere Erde ist viereckig.

Nun, sieht eure Seele ein, ob dieser Satz bejaht oder verneint werden müsse?

Alle. O ja! er muß verneint werden! Unsere Erde ist ja rund; wie kann sie denn viereckig seyn?

Vater. Nun, ich sehe wohl, es ist wirklich wahr; eure Seele hat auch schon eine Urtheilskraft. — Doch nicht zu voreilig; es könnte doch wohl nicht wahr seyn! es fragt sich nämlich: sieht eure Seele auch wohl, und zwar ganz deutlich, den Grund ein, warum der Satz, den ich an die Tafel schrieb, nicht bejaht, sondern verneint werden müsse?

Johannes. O wir wissen ja wohl vier Gründe für Einen, daß die Erde rund seyn muß!

Vater. Laß doch hören! Erstens —

Johannes. Es sind ja Leute rund um die Erde herum gefahren.

Vater. Wie konnten diese aber wissen, daß sie rund um die Erde gefahren wären?

Johannes. I, weil sie immer gegen Westen schifften, und doch von Osten her wieder zurückkamen an den Ort, von welchem sie ausgefahren waren.

Vater. Richtig; daraus konnten sie es allerdings wissen. Nun, der zweite Grund?

Nikolas. O ich, Vater! — Wenn man aufs Meer fährt, und immer weiter vom Lande weggetrieben wird; so kann man bald darauf das flache Land, wobei man abgefahren ist, gar nicht mehr sehen; nach und nach verschwinden auch die Häuser aus unsern Augen, dann die Thürme, und endlich die höchsten Berge.

Vater. Nun, was folgt daraus?

Nikolas. Ja, daß die Erde rund seyn müsse.

Vater. Wie so?

Nikolas. I, wenn sie nicht rund wäre; so müßte man ja das Niedrige eben so lange, als das Hohe sehen können!

Vater. Du hast Recht, Nikolas!

Gottlieb. Ja, und denn auch, wenn —

Vater. Es ist an den gesagten beiden Gründen für diesmal genug, lieber Gottlieb! Ihr habt mir bewiesen, daß ihr diese deutlich erkannt habt, und so ist es also gewiß, daß ihr mit Urtheilskraft versehen seyd. Freuet euch, Kinder; das ist wieder ein Vorzug, den der liebe Gott uns Menschen vor allen andern Wesen auf dieser Erde verliehen hat!

Johannes. Können denn die Thiere nicht urtheilen?

Vater. Meinst du etwa, daß sie es können?

Johannes. Ich weiß nicht.

Vater. Du möchtest es aber doch vermuthlich gern wissen?

Johannes. Ja!

Vater. Nun gut; mir fällt ein Mittel ein, wie

wir es erfahren können, ohne daß wir nöthig haben, jemand darum zu fragen.

Johannes. Was ist das für ein Mittel?

Vater. Ich habe einmal gehört, daß unsere Seele eine besondere Kraft haben soll, wodurch sie in den Stand gesetzt wird, Wahrheiten, die sie von andern niemals gehört hat, selbst zu erfinden. Man sagt nämlich, wenn sie nur erst zwei Urtheile hätte, so könnte sie aus denselben mit leichter Mühe ganz von selbst ein drittes ziehen, welches ihr Keiner jemals gesagt hat. Und diese ihre Geschicklichkeit nennt man das Vermögen zu schließen, oder durch Vernunftschlüsse etwas zu erfahren. Nun wollen wir doch gleich einmal versuchen, ob unsere Seelen eben dieselbe Kraft besitzen, und wenn sie dieselbe besitzen, ob wir wohl damit erforschen können: ob die Thiere Urtheilskraft haben, oder nicht?

Zwei Urtheile, sage ich, müssen der Seele erst gegeben werden; dann weiß sie aus denselben ohne alle Hülfe ein drittes herzuleiten. — Hier sind zwei Urtheile, die ich an die Tafel schreiben will; gebt einmal Acht, ob ihr daraus wohl von selbst ein drittes machen könnet.

Erstes: Wer sich keine deutliche Vorstellungen machen und nicht den Zusammenhang zwischen Grund und Folge einsehen kann, der kann auch nicht urtheilen.

Zweitens: Die Thiere können dies nicht.

Drittens: Also —

Johannes. Also können die Thiere auch nicht urtheilen.

Vater. Sieh, sieh! Da ist ja das dritte Urtheil, als wenn es jemand herbeigerufen hätte! — Wer hat dir das vorgesagt, Johannes?

Johannes. Kein Mensch!

Vater. Nun so muß es doch wohl wahr seyn, daß unsere Seele diese sonderbare Kraft besitzt! Aber ist es

nicht recht wunderbar, daß wir auf diese Weise manches erfahren können, was wir mit allen unsern Sinnen nicht wahrzunehmen vermögen, und was uns kein Mensch gesagt hat? — Laßt uns gleich noch eine andere Probe machen. Seht, hier sind drei versiegelte Päckchen; in jedem eine gewisse Anzahl von Rechenpfennigen. Ihr sollt sie nicht erbrechen; ihr sollt sie nicht einmal anfassen; und doch wette ich, daß eure Seele durch Schlüsse erfahren kann, ob in dem einen Päckchen mehr Rechenpfennige, als in dem andern, sind.

Nikolas. O das können wir doch wol nicht!

Vater. Eure Seele kann mehr, als ihr glaubt! Ihr sollt gleich sehen. Ich muß euch nur erst wieder zwei Urtheile geben, so ist mir für das dritte gar nicht bange. — Ich will sie euch abermals an die Tafel schreiben.

Erstes: In dem ersten Päckchen sind nicht mehr und nicht weniger Pfennige, als in dem zweiten.

Zweites: In dem zweiten Päckchen sind nicht mehr und nicht weniger Pfennige, als in dem dritten.

Nun das dritte Urtheil: Also —

Diderich. Also sind in allen dreien gleich viel.

Vater. Also in keinem mehr oder weniger, als in dem andern?

Alle. Nein, in keinem mehr, als in dem andern!

Vater. Nun wollen wir doch sehen, ob unsere Seele auch recht geschlossen hat. (Er erbricht die Päckchen.) In diesem sind — sechs; in dem zweiten — auch sechs; und in dem dritten —

Johannes. Ja wirklich auch sechs! Das ist doch närrisch!

Vater. Erstaunt über die wunderbaren Fähigkeiten, die unserer Seele verliehen sind!

Gottlieb. Den Seelen der Thiere hat Gott diese Kraft wol auch nicht gegeben?

Vater. Das brauche ich euch wieder nicht zu sagen, weil eure Seele es ebenfalls von selbst wissen kann.

Ferdinand. Das auch?

Vater. Allerdings; gebt nur Acht! — Nicht wahr, ihr begreift wol, daß Einer, der nicht urtheilen kann, auch nicht zu schließen vermag?

Johannes. O ja! — Denn, wenn man schließen will, so muß man ja das dritte Urtheil selbst machen.

Vater. Richtig! — Nun laßt uns das erst wieder an die Tafel schreiben.

Erstes Urtheil: Wer nicht urtheilen kann, der kann auch nicht schließen.

Nun fragt sich's: können die Thiere urtheilen oder nicht?

Johannes. I, nein! Das haben wir ja eben erst ausfindig gemacht, daß sie das nicht können.

Vater. Gut, so sei das unser zweites Urtheil.

Zweites: Die Seelen der Thiere können nicht urtheilen.

Nun das dritte: Also —

Johannes. Also können die Seelen der Thiere auch nicht schließen.

Vater. Seht ihr? Da haben wir es ja! Und hat uns das wieder jemand gesagt?

Alle. Nein!

Vater. Also ist es völlig ausgemacht, unsere Seelen haben wirklich Kraft zu schließen. — Auch an diese beiden Fähigkeiten unserer Seele, die wir jetzt erkannt haben, an die Urtheilskraft und an die Kraft zu schließen könnt ihr euch erinnern, indem ihr unser heutiges Bild ansehet. Sagt mir, was denket wol der Knabe, der hier vorgestellt ist?

Nikolas. Er denkt, daß die Sonnenstrahlen und die feuchten Dünste in der Luft die Ursache des Regenbogens sind.

Vater. Er sieht also ein, daß der Satz, den du

nur da jetzt sagst, bejaht und nicht verneint werden müsse?

Nikolas. Ja!

Vater. Was thut er also?

Nikolas. Er urtheilt.

Vater. Richtig. Also können wir uns erstlich dabei erinnern?

Nikolas. Daß unsere Seele **Urtheilskraft** habe.

Vater. Ich vermuthe aber, daß in der Seele dieses aufmerksamen Knaben noch mehr vorgeht. Sollte er nicht vielleicht, indem er den Regenbogen beobachtet, auch noch dies denken: der Regenbogen kömmt von den Sonnenstrahlen und von den wässerichten Dünsten oder Regentropfen her, die jetzt in der Luft sind. Wenn aber viele wässerichte Dünste in der Luft sind, so regnet es entweder gleich, oder doch gemeiniglich bald: also ist es wahrscheinlich, daß wir heute oder morgen auch hier bei uns Regen haben werden; es müßte denn seyn, daß der Wind die Regenwolken vertriebe. — Und gesetzt nun, daß seine Seele dies denkt, was thut sie da?

Diderich. Sie schließt.

Vater. Ganz recht, sie schließt. Wenn wir den Schluß, den seine Seele macht, an die Tafel schreiben wollten, so würde er ohngefähr so lauten:

Erstes Urtheil: Wenn viele wässerichte Dünste in der Luft sind, so ist zu vermuthen, das es bald regnen werde.

Zweites: Jetzt eben sind viele wässerichte Dünste in der Luft.

Drittes: Also ist zu vermuthen, daß es bald regnen werde.

An welche Seelenkraft kann uns dies Bild also gleichfalls erinnern?

Alle. An die **Kraft zu schließen.**

Vater. Diderich, sage du mir jetzt vor, was ich anschreiben soll.

Diderich. Unsere Seele kann auch urtheilen.

Vater. Das heißt?

Diderich. Sie kann einsehen, ob etwas müsse bejahet oder verneint werden.

Vater. Ferner?

Diderich. Unsere Seele kann auch schließen.

Vater. Und was heißt das?

Diderich. Sie kann aus zwei Urtheilen von selbst ein drittes ziehen, ohne daß es ihr jemand sagt.

Vater. Gut! — Und so weit für heute!

Viertes Gespräch.

Am folgenden Tage, da die Gesellschaft sich wiederum versammelt hatte, und der Vater eben im Begriff stand, den Faden des gestrigen Gesprächs wieder aufzunehmen, hielt er plötzlich ein, neigte den Kopf nach der Gartenseite hin, und schien auf einmal ganz Ohr geworden zu seyn.

Johannes. Was ist?

Vater. Horch! horch! —

Alle horchten und alle schrieen, wie mit Einem Munde: „ah! die Nachtigall!" Es war die erste, die sich wieder hören ließ.

Vater. (winkend) Still! still!

Alle beobachteten ein tiefes Schweigen, bis die Nachtigall selbst eine Pause machte.

Vater. Was haben wir jetzt gethan?

Alle. Wir haben der Nachtigall zugehört.

Vater. Hat wol Einer unter uns, indeß wir ihr zuhörten, an etwas anders gedacht?

Alle. Nein!

Vater. Unsere Seele hat also alle andere Gedanken unterdrückt, um nur allein den lieblichen Gesang der Nachtigall zu denken; nicht?

Alle. Ja!

Vater. Könnt ihr mir dies, was unsere Seele jetzt that, mit einem einzigen Worte sagen?

Johannes. O ja! sie war aufmerksam.

Vater. Richtig! Also wieder ein neues Vermögen unserer Seele: sie kann auf etwas aufmerksam seyn; oder mit andern Worten, sie kann, wenn sie will, ihre Gedanken oder Vorstellungen von allen andern Dingen abziehen, um sie auf eine einzige Sache zu richten.

Nikolas. Aber das können doch die Thiere gewiß auch?

Vater. Woraus schließt du das, Nikolas?

Nikolas. Ja, spitzen nicht manchmal die Hunde und die Pferde die Ohren, als wenn sie recht aufmerksam nach etwas hinhorchten?

Vater. Das thun sie; und wirklich denkt ihre Seele dann auch an nichts anders, als an das, worauf sie hören oder sehen. Aber, sage mir, hast du wol jemals bemerkt, daß die Thiere auf etwas aufmerksam sind, das nicht einen oder den andern ihrer Sinne rührt? Zum Beispiel, auf etwas, das abwesend ist, wie etwa auf den großen Mogul?

Nikolas. (lachend) Nein!

Vater. Oder auf etwas, das durch die Sinne gar nicht wahrgenommen werden kann, wenn es uns auch gegenwärtig ist, wie z. B. auf die Kräfte und Fähigkeiten ihrer oder unserer Seelen?

Nikolas. Nein!

Vater. Aber kann unsere Seele auf etwas achten, das abwesend ist?

Nikolas. O ja!

Vater. Z. B., da wir in der Erdbeschreibung zu dem Reiche des großen Moguls kamen, war eure Seele da nicht aufmerksam auf das, was ich von ihm und seinem Lande euch erzählte?

Nikolas. Ja wol!

Vater. Und seid ihr jetzt nicht eben so aufmerkmerksam auf das, was wir von unserer Seele entdecken können, ungeachtet nichts davon weder gehört, noch gesehen, noch durch irgend einen andern äußern Sinn wahrgenommen werden kann?

Nikolas. Ja!

Vater. Unsere Seele kann also aufmerksam seyn 1. auf etwas, das uns nicht gegenwärtig ist, 2. auf etwas, das durch keinen der äußern Sinne wahrgenommen werden kann, wenn es auch dicht bei uns wäre!

Alle. Ja!

Vater. Und auf solche Dinge können die Seelen der Thiere nicht aufmerksam seyn?

Alle. Nein!

Vater. So ist ja zwischen unserer Aufmerksamkeit und der Aufmerksamkeit der Thiere ein großer Unterschied! — Noch eins! Glaubt ihr wol, daß die Thiere sich so ganz von freien Stücken vornehmen können, auf etwas aufmerksam zu seyn? Oder mit andern Worten, daß sie sich diejenigen Dinge, auf welche sie aufmerksam seyn wollen, von freien Stücken wählen können?

Diderich. Nein, das glaube ich nicht.

Vater. Ich auch nicht; denn nie habe ich bemerkt, daß sie anfangen, auf etwas aufmerksam zu seyn, als wenn sie durch etwas Sinnliches dazu gereizt werden. — Aber unsere Seele? Kann die nicht von freien Stücken sich dasjenige wählen, worauf sie ihre Aufmerksamkeit richten will?

Alle. O ja!

Vater. Jetzt sind wir auf die Fähigkeiten der Seele aufmerksam; aber sobald wir wollen, denken wir an etwas Anders. Also hängt es ja von uns selbst ab, worauf wir achtsam seyn wollen, und wie lange wir es seyn wollen. Die Aufmerksamkeit also, deren wir fähig sind, unterscheidet sich himmelweit von derjenigen, deren die Thiere fähig sind. — Nun will ich euch auch wieder ein Bild zeigen. *)

Seht hier ist einer von den großen Affen vorgestellt, die man Urang Utang nennt, — und die euch schon aus der Naturgeschichte bekannt sind. Vor ihm stehen zwei Knaben, die ihn aufmerksam betrachten. Gewiß denken die Seelen der Knaben jetzt an nichts anders, als an diesen Affen; was sind sie also in diesem Augenblicke?

Alle. Sie sind aufmerksam.

Vater. Sollte aber diesen Kindern, indeß sie den großen Affen betrachten, nicht einfallen, daß er eine Aehnlichkeit mit irgend einem andern Wesen habe?

Gottlieb. O ja, mit dem Menschen.

Vater. Die Knaben halten also wol das Bild des Affen mit dem Bilde eines Menschen in Gedanken zusammen?

Ferdinand. Vermuthlich.

Vater. Und wißt ihr, wie man das nennt, wenn die Seele erst Ein Ding, dann ein anderes denkt, dann beide mit einander in Gedanken zusammenhält? — Das nennt man ein Ding mit dem andern vergleichen. — Was thun also diese Knaben, Matthias?

Matthias. Sie vergleichen den Affen mit einem Menschen.

Vater. Und warum thun sie das?

Matthias. Ja sie wollen wissen, ob der Affe eben so aussieht, als der Mensch.

*) Taf. I. 3.

Vater. Das heißt mit andern Worten, sie wollen wissen, ob Affe und Mensch einander ähnlich oder unähnlich sind. — Der eine dieser Knaben scheint seine Aufmerksamkeit vornehmlich auf die Hände, oder Vorderfüße des Affen zu heften, der andere hingegen auf die Füße oder Hinterhände desselben. Jeder findet, daß die Vorderhände des Affen eine große Aehnlichkeit mit menschlichen Händen haben; dieser hingegen bemerkt, daß die Hinterhände desselben sich von den Füßen eines Menschen merklich unterscheiden, weil sie gleichfalls völlig wie Hände gestaltet sind. Jener entdeckt also eine Aehnlichkeit, dieser hingegen eine Unähnlichkeit oder Verschiedenheit zwischen Affen und Menschen. Und wollt ihr wissen, welche Kräfte ihrer Seele sie dabei anwenden?

Alle. O ja!

Vater. Die Seele des ersten übt ihren Witz, die Seele des andern hingegen ihren Scharfsinn. Durch den Witz nämlich stellen wir uns die Aehnlichkeiten, durch den Scharfsinn die Verschiedenheiten der Dinge vor. — Sollte eure Seele wol auch schon etwas Witz und etwas Scharfsinn haben? — Doch das könnt ihr ja nicht eher wissen, bis ihr es versucht habt; laßt uns also diesen Versuch gleich jetzt einmal anstellen. Jeder von euch vergleiche in Gedanken den Affen, dessen Bild wir hier sehen, mit sich selbst; dann wollen wir hören, wer von euch eine Aehnlichkeit und eine Verschiedenkeit zwischen beiden wahrgenommen hat. Ich gebe euch eine volle Minute Bedenkzeit. — Nun, Gottlieb, sage du zuerst, was du bemerkt hast.

Gottlieb. Dieser Affe geht aufrecht, und die Menschen gehen auch aufrecht.

Vater. Darin sind sie also einander ähnlich; und wodurch unterscheiden sie sich von einander?

Gottlieb. Der Affe ist ganz rauh, die Menschen aber sind glatt.

Vater. Gut; nun du, Matthias!

Matthias. Der Affe kann mit seinen Händen etwas anfassen ordentlich wie ein Mensch, — darin ist er uns ähnlich; aber er hat einen größern Mund, als wir, und ein altes runzelichtes Gesicht — darin ist er von uns verschieden.

Vater. Auch gut! — Jetzt, Ferdinand, ist die Reihe an dir.

Ferdinand. Der Affe ahmt gern nach, so wie wir —

Vater. Das ist abermals eine Aehnlichkeit, die er mit uns, besonders mit Kindern, hat. Damit wir aber nicht zu viel Zeit verlieren, so soll der Eine von euch bloß eine Aehnlichkeit, der Andere eine Verschiedenheit angeben. Also nun du, Nikolas!

Nikolas. Der Affe kann nicht sprechen.

Vater. Richtig! Abermals eine Verschiedenheit. Johannes, weiter!

Johannes. Der Affe ist sehr gelehrig, fast wie ein Mensch.

Vater. Was kann denn so ein großer Affe wol alles lernen?

Johannes. Wir haben in der Naturgeschichte ja gehört, daß er tanzen, reiten, Holz eintragen, die Schubkarre schieben, bei Tische aufwarten, auf dem Seile tanzen, wie ein Soldat Waffenübungen anstellen, und die Trommel schlagen lernen kann.

Vater. Das wäre also wieder eine Aehnlichkeit, die er mit uns hat; und nun, Diderich, noch eine Verschiedenheit!

Diderich. Der Affe hat keine Vernunft.

Vater. Woraus schließt du das?

Diderich. Ja, weil er alles so blindlings nach=

macht, ohne zu wissen, warum er es thut, und sich dadurch oft unglücklich macht.

Vater. Wie so?

Diderich. Haben wir nicht gehört, wie dumm sich die Affen zuweilen fangen lassen? Da setzt sich Einer unter dem Baume, worauf Affen sitzen, hin, und zieht sich die Schuhe oder Beinkleider an; dann geht er weg, und läßt ein Paar kleine Schuhe, oder kleine Hosen, die mit Pech ausgeschmiert sind, an dem Orte zurück. Gleich ist ein Aeffchen da, und will's dem Menschen nachmachen. Er zieht die Schuhe oder die Hosen an; und kaum hat er sie angezogen, so kann er sie nicht wieder ausziehen, weil sie fest ankleben. Da kann er denn auch nicht laufen, und muß sich gefangen geben. — Würde er wol so einfältig seyn, wenn er Vernunft hätte.

Vater. Freilich, da würde er wol erst bedenken, was nützt es dir, dieses nachzuahmen? Und kann es dir nicht auch schädlich seyn? — Nun, Kinder, ich sehe wol, eure Seelen haben, wie alle andere Menschenseelen, auch schon eine Fähigkeit, die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Dinge einzusehen. — Sagt mir doch jetzt wieder vor, was ich auf unserer Tafel anschreiben soll. Diderich macht den Anfang; die andern lösen ihn ab, jeder in seiner Ordnung. Nun?

Diderich. Unsere Seele kann auf etwas aufmerksam seyn; das heißt —

Vater. Halt! daß ich dieß erst ausschreibe. — Nun weiter!

Diderich. Das heißt: sie kann alle andere Gedanken unterdrücken, um sich bloß eine Sache allein vorzustellen.

Johannes. Nun ich! — Die Seele kann auch Dinge miteinander vergleichen, um zu sehen, ob sie ähnlich oder unähnlich sind. — Wenn sie —

Nikolas. O nein, mit Erlaubniß, junger Herr; nun komme ich! — Wenn sie einsieht, daß die Dinge einander ähnlich sind: so thut sie das durch ihren Witz; und

Gottlieb. Halt, das ist ja für mich! — Und wenn sie einsieht, daß die Dinge einander unähnlich oder von einander verschieden sind; so thut sie das durch ihren Scharfsinn. — Aber, Vater, was bedeuten denn die Zahlen da auf den Bildern?

Vater. Siehst du, Gottlieb, hier auf der Tafel bezeichne ich jedes neue Seelenvermögen, das wir kennen gelernt haben, auch mit Zahlen. Damit man nun sehen könne, welches Bild zu jedem derselben gehöre: so sind diese Bilder immer mit eben denselben Zahlen bezeichnet worden.

Gottlieb. Ha! ha!

Vater. Wenn du nun einmal vergessen hättest, an was für eine Fähigkeit unserer Seele du dich bei diesem oder jenem Bilde erinnern sollst: so brauchst du nur die Zahl, die darauf steht, auf unserer Tafel aufzusuchen; so weißt du es gleich wieder.

Gottlieb. Das ist gut! — O wollen wir nun noch mehr von der Seele lernen?

Vater. Morgen, morgen, lieber Gottlieb! Für heute mag es genug seyn. Unsere Seele haben wir für diesmal genug geübt; jetzt laßt uns in den Garten gehn, um unsern Körpern eine Bewegung zu machen!

Johannes. O lieber Vater, nur noch Eine Frage! — Haben denn die Thiere wol auch Witz und Scharfsinn?

Vater. Wessen Seele Witz und Scharfsinn besitzt, der kann nicht bloß die Dinge mit einander vergleichen, um zu urtheilen, ob sie einander ähnlich oder verschieden sind; sondern er kann auch die Kennzeichen angeben,

woran sie entweder einander ähnlich sind, oder wodurch sie von einander unterschieden werden. Denn dadurch sind ja Dinge einander gleich oder ähnlich, daß sie entweder alle oder einige Kennzeichen mit einander gemein haben, und dadurch sind sie ja eben verschieden, daß jedes seine eigenen besonderen Kennzeichen hat. — Glaubst du nun, daß die Seelen der Thiere Witz und Scharfsinn haben?

Johannes. Nein!

Vater. Warum nicht?

Johannes. I, weil sie keinen Verstand haben!

Vater. Und also auch über die Kennzeichen der Dinge nicht urtheilen können. — Genug!

Fünftes Gespräch.

Vater. Lustig, Kinder! Heute werden wir wieder etwas sehr Merkwürdiges von unserer Seele kennen lernen!

Alle. O! was denn?

Vater. Wir werden erfahren, daß sie auch auf etwas aufmerksam seyn kann.

Alle. I, das haben wir ja schon gestern gehört!

Vater. Haben wir? Das wollen wir doch gleich sehen; was heißt denn das: auf etwas aufmerksam seyn?

Diderich. Das heißt: alle andere Vorstellungen in seiner Seele unterdrücken, um sich nur Eine Sache allein vorzustellen.

Vater. Deine Beschreibung ist richtig; ich muß also glauben, daß ihrs wirklich gestern schon gehört habt.

Alle. O wirklich! Ganz gewiß!

Vater. Nun laßt es euch nicht leid seyn, daß ich jetzt wieder davon angefangen habe; denn ich habe da-

durch erfahren, daß eure Seele noch eine andere Fähigkeit hat, die wol eben so wichtig ist.

Johannes. Was denn für eine?

Vater. Eure Seele rief jetzt eine Vorstellung zurück, die sie schon gestern gehabt hatte; nicht?

Alle. Ja!

Vater. Und sie erkannte auch dabei, daß sie diese Vorstellung schon gestern gehabt hätte?

Alle. Ja!

Vater. Das ist mir lieb; denn nun weiß ich, daß eure Seele auch Gedächtniß hat. Das ist nämlich diejenige Fähigkeit unserer Seele, durch welche sie schon gehabte Vorstellungen wieder hervorrufen kann, und sich dabei bewußt ist, daß sie dieselben schon einmal gehabt hat. That das nicht jetzt eure Seele?

Alle. Ja!

Vater. Nun, so hat sie auch Gedächtniß. — Wir wollen indeß, zu mehrerer Gewißheit, noch eine zweite Probe mit ihr anstellen. Habt ihr schon einen Löwen gesehen?

Alle. O ja! O ja!

Vater. Wie sah er aus?

Gottlieb. Ah! er hatte so große dicke Augen im Kopfe!

Nikolas. O, und einen Schwanz, der wol so lang war, und einen dicken dicken Büschel daran!

Johannes. Ja, und er hatte auch vom Kopfe bis mitten auf den Leib, so lange dicke Haare, und denn war er nach hinten zu ganz glatt.

Vater. Wann habt ihr diesen Löwen gesehen?

Alle. I, vorigen Sommer, da wir noch in St. Jürgen *) wohnten!

Vater. Und wo sahet ihr ihn?

*) Eine Vorstadt vor Hamburg.

Gottlieb. In der Bude auf dem Neumarkte, wo noch mehr fremde Thiere waren. Vater gieng ja selbst mit uns dahin.

Vater. Ich erinnere mich — Nun, seht ihr, da hat eure Seele abermals eine Vorstellung erneuert, die sie schon einmal gehabt hatte; und sie wußte dabei recht wol, daß ihr diese Vorstellung vom Löwen nicht neu sei, sondern daß sie dieselbe schon einmal gehabt habe. Wie nennt man nun die Fähigkeit, womit sie das that?

Alle. Gedächtniß.

Vater. Da giebts also wieder etwas anzuschreiben! Wer von euch sagt mirs vor?

Alle. Ich! ich! ich! ich!

Vater. Ja, wenn ihr alle zugleich mir vorsagen wolltet, da würde ich nichts verstehen. Wir werden also wol wieder loosen müssen. Geschwind laßt uns alles wiederholen, was wir von unserer Seele nun schon erkannt haben; jeder, so wie die Reihe an ihn kömmt, nennt mir eine Seelenfähigkeit, und der, den das Gedächtniß trifft, hat gewonnen, und sagt mir vor.

Die Kinder liesen geschwind das Vorhergehende wieder durch; und Nikolas gewann.

Nikolas. Ah! das ist schön; ich habe gewonnen!

Vater. Nun, so sage mir denn vor, was ich schreiben soll.

Nikolas. Unsere Seele hat auch Gedächtnißkraft.

Vater. Setze hinzu, was das mit andern Worten sagen will.

Nikolas. Das heißt: sie kann eine Vorstellung, die sie schon einmal gehabt hat, wieder hervorrufen, und kann dabei wissen, daß sie dieselbe schon einmal gehabt hat.

Vater. Nun, wollen wir nicht wieder untersuchen, ob die Thierseelen wol auch Gedächtniß haben?

Alle. O ja!

Johannes. Ich glaube, daß sie es haben.

Vater. Sage uns doch auch deine Ursachen, warum du das glaubst.

Johannes. Ja, wenn man einem Hunde etwas zu Leide gethan hat, und geht nachher einmal wieder vor seinem Hause vorbei, so will er einen gleich beißen.

Vater. Die Erfahrung ist richtig; auch scheint daraus wirklich zu folgen, daß die Hunde Gedächtniß haben. Die Seele derselben erneuert nämlich, allem Ansehen nach, die Vorstellung des ehemaligen Unrechts, das man ihnen that, und sie scheinen sich deswegen rächen zu wollen. Aber sollte die Hundeseele auch wol deutlich wissen, daß sie diese Vorstellung jetzt nicht zum erstenmale habe, sondern, daß es nur eine erneuerte Vorstellung sei? Was meinst du, Johannes?

Johannes. Nein, das wird sie wol nicht wissen.

Vater. Warum nicht?

Johannes. Weil die Thierseelen gar nichts deutlich wissen; sonst müßten sie ja Verstand haben.

Vater. Wenn das ist, so muß ja wol der Seele des Hundes, indem sie sich wegen einer ehemaligen Beleidigung rächen will, so zu Muthe seyn, als wenn ihr die Beleidigung erst eben jetzt angethan würde?

Johannes. Ich glaube, ja!

Vater. So ist denn auch zwischen ihrer Erinnerungskraft und unserm Gedächtniß ein merklicher Unterschied! Die Hundeseele kann nämlich ehemalige Vorstellungen bloß zurückrufen, aber sie kann sie nicht wiedererkennen; das heißt, sie ist sich nicht deutlich bewußt, daß sie diese Vorstellungen schon irgend einmal gehabt hat. Können wir ihr also wol eigentliches Gedächtniß zuschreiben?

Alle. Nein!

Vater. Wenigstens kein solches, als wir haben. —

Nun muß ich euch ja auch wol wieder ein Bild zeigen?

Alle. O ja; bitte, bitte!

Vater. Hier ist's! *) Seht, da wird ein alter Mann vorgestellt, der kaum mehr gehen kann.

Gottlieb. Der hat ja ein krummes Bein!

Vater. Diesen Schaden hat er einer Unvorsichtigkeit zu verdanken, deren er sich in seiner Jugend schuldig machte.

Ferdinand. Was für einer?

Vater. Er kletterte gern; und das pflegte er auch wol dann zu thun, wenn kein Erwachsener zugegen war, der dahin sah, daß er keinen Schaden nähme. Einst, da er allein im Zimmer war, hatte er den Einfall, sich oben auf den Ofen setzen zu wollen, damit seine Brüder, wenn sie hereinkämen, ihn nicht gleich finden könnten. Er stieg hinauf, der Ofen wankte, stürzte, fiel ihm auf's Bein, und das Bein war zerschlagen. Nach vielen überstandenen Schmerzen wurde er zwar endlich geheilt; aber das Bein blieb krumm und steif sein Lebelang.

Matthias. Was bedeuten denn die Bilder, die da an der Wand hängen?

Vater. Die stellen ihn selbst vor, so wie er zu verschiedenen Zeiten abgemalt worden ist; erst als Kind im Husarenkleide —

Gottlieb. Da hat er den Schaden am Beine noch nicht gehabt.

Vater. Aber bald darauf bekommen; denn seht da, wo er als Jüngling vorgestellt wird, zeigt sich schon sein krummes Bein. Das dritte Bild stellt ihn als Mann dar. — Nun, was glaubt ihr wol, das die Seele dieses Greises thut, indem er die Bilder ansieht?

Johannes. Sie erinnert sich ihres verflossenen Lebens.

*) Taf. I. 4.

Vater. Bei dem ersten Bilde fällt ihm der unglückliche Fall ein, wobei ihm das Bein zerschmettert wurde; bei dem zweiten, welches ihn in Reisekleidern darstellt, erinnert er sich dessen, was er auf seinen Reisen Merkwürdiges gesehen und gehört hat. Indem er das dritte ansieht, gedenkt er seiner, schon verstorbenen Gattinn, die er damals heirathete. Seine Seele ruft also lauter Vorstellungen zurück, die sie schon einmal gehabt hat, und sie ist sich dabei deutlich bewußt, daß sie diese Vorstellungen wirklich schon ehemals gehabt hat. — Dies Bild kann uns also sehr bequem erinnern — woran?

Alle. An unser Gedächtniß.

Vater. Aber es kann uns auch Anlaß geben, noch etwas Neues in unserer Seele zu entdecken.

Johannes. Nun?

Vater. Beantwortet mir erst ein paar Fragen: als dem Kinde, welches hier vorgestellt wird, das Bein zerschmettert wurde, was stellte sich die Seele desselben wol vor?

Johannes. Sie stellte sich das zerbrochene Bein vor?

Vater. War ihr diese Vorstellung wol eben so gleichgültig, als wenn sie sich einen zerbrochenen Stock vorstellte?

Johannes. Nein, gewiß nicht!

Vater. Oder fühlte sie bei dieser Vorstellung wol gar ein gewisses Wohlgefallen, ein gewisses Vergnügen?

Johannes. O nein! Sie fühlte vielmehr großes Mißvergnügen dabei.

Vater. Und da er nachher auf seinen Reisen, bald durch schöne, herrliche Gegenden fuhr, bald neue prächtige Städte und Schlösser, bald neue Kunstwerke, bald fremde merkwürdige Pflanzen und Thiere, bald andersgestaltete Menschen mit andern Sprachen, Sitten und Gebräuchen sah; was meint ihr, sollte seine Seele das

Alles wol auch eben so gleichgültig betrachtet haben, als wir diejenigen Dinge zu betrachten pflegen, die wir alle Tage sehen?

Nikolas. O da müßte seine Seele ja recht hölzern gewesen seyn!

Vater. Aber glaubt ihr, daß sie bei der Vorstellung aller dieser Dinge eben das gefühlt habe, was sie damals fühlte, da sie sich das zerbrochene Bein vorstellte?

Nikolas. O nein! Damals fühlte sie ja Mißvergnügen, und hier mußte sie großes Vergnügen empfinden.

Vater. Ihr seht also, daß unsere Seele bei gewissen Vorstellungen nicht gleichgültig bleibt.

Alle. Ja!

Vater. Und daß sie vielmehr bei einigen Vorstellungen Vergnügen, bei andern hingegen Mißvergnügen fühlt?

Alle. Ja!

Vater. Wollt ihr nun wissen, wie man solche Vorstellungen, bei welchen die Seele entweder Vergnügen oder Mißvergnügen fühlt, zu nennen pflegt? — Man nennt sie Empfindungen.

Johannes. Ah! wieder etwas Neues! Das nimmt ja gar kein Ende!

Vater. O Kinder, unsere Seele ist ein unerschöpflicher Quell von wunderbaren Kräften und Fähigkeiten! Ihr werdet nach und nach noch viel mehr in ihr entdecken. — Jetzt laßt uns noch einmal unser Bild ansehen. Warum mag denn wol der alte Mann, indem er sein erstes Bild ansieht, mit der linken Hand nach seinem Beine greifen?

Diderich. Er scheint daran zu krabbeln.

Vater. Und warum mag er das thun? Sollte es ihn wol jetzt noch schmerzen?

Diderich. O das glaube ich nicht! Es ist ja schon lange her.

Vater. Das denke ich auch; und doch sieht er ordentlich so aus, als wenn seine Seele noch jetzt die Empfindung des Schmerzens hätte.

Diderich. Er erinnert sich bloß daran.

Vater. Seine Seele ruft also die Empfindung des ehemaligen Schmerzens zurück?

Diderich. So scheint es.

Vater. Und da ist ihm vielleicht so zu Muthe, als wenn er den Schmerz jetzt wirklich wieder fühlte?

Diderich. Ja!

Vater. Kann denn das auch wol unsere Seele? Kann sie wol angenehme oder unangenehme Empfindungen in sich erneuern? Das müssen wir doch mit Gewißheit zu erfahren suchen. Laßt sehen! — Wißt ihr noch, wie wir voriges Jahr die Elbe hinunter fuhren nach Jork bei Stade?

Alle. O ja! o ja! Das ging herrlich.

Johannes. Wie wir laviren oder kreuzen mußten, und das Schiff bald auf der einen, bald auf der andern Seite lag!

Gottlieb. Ja, und wie es tanzte auf den Wellen! Es war ordentlich, als wenn wir gewiegt würden.

Nikolas. Und wie das aussah, da wir bei Neuenstädten und bei Blankenese vorbeifuhren!

Vater. War's nicht gerade so, als wenn die Bäume und die Häuser bei uns vorbeiliefen, und als wenn wir still lägen.

Alle. Ach, ja! Das war eine prächtige Reise.

Vater. Nicht wahr, das alles machte euch damals viel Vergnügen?

Alle. O sehr viel!

Vater. Und indem ihr jetzt daran dachtet, war es euch nicht recht so, als wenn ihr eben wieder da gewesen wäret, und dasselbe Vergnügen noch einmal geschmeckt hättet?

Alle. Ja wirklich!

Vater. Nur war dies Vergnügen nicht völlig so groß, und dauerte auch nicht so lange, als damals?

Alle. Nein!

Vater. Nun, was hat denn eure Seele jetzt gethan?

Diderich. O ich weiß! — Sie hat eine ehemalige Empfindung wieder hervorgerufen.

Vater. Ganz recht; und diese Empfindung war eine angenehme. Laßt uns doch versuchen, ob wir auch wol eine unangenehme Empfindung wieder in uns erneuern können. — Lieber Diderich, sage mir doch, was empfand deine Seele vor zwei Jahren, da du Nachricht krigtest, daß deine gute Mutter gestorben sei? —

(Diderich fing heftig an zu weinen, und alle beobachteten ein mitleidiges Stillschweigen. Nach einer Pause.)

Deine Thränen, lieber Diderich, haben eine zu gerechte Ursache, als daß ich sie tadeln könnte; aber vergiß nicht, daß es ein besseres Mittel gibt, das Andenken deiner lieben Mutter zu ehren; wenn du dich nämlich immer so aufführst, wie deine Mutter noch auf ihrem Sterbebette wünschte, daß du dich aufführen möchtest, um dermaleinst in einem seligen Aufenthalte mit dir, den sie so zärtlich liebte, auf immer wieder vereinigt zu werden. — Nun, Kinder, was hat die Seele unsers Diderichs jetzt gethan?

Johannes. Sie hat eine unangenehme Empfindung zurückgerufen.

Vater. Unsere Seele kann also beides, sie kann angenehme und auch unangenehme Empfindungen in sich erneuern, und es ist ihr in dem Augenblicke zu Muthe, als wenn ihr ebendasselbe noch einmal begegnete.

Johannes. Mit welcher Kraft thut sie denn das?

Vater. Mit ihrer Einbildungskraft.

Johannes. Die ist ja wol einerlei mit dem Gedächtnisse?

Vater. Deine Frage beweiset, daß du aufmerksam gewesen bist. Wirklich haben beide etwas mit einander gemein; aber laß sehen, ob unser Scharfsinn nicht auch irgend einen Unterschied zwischen beiden bemerken kann? — Beide rufen etwas in unsere Seele zurück; aber was denn? Das Gedächtniß, Vorstellungen überhaupt; die Einbildungskraft hingegen nur solche Vorstellungen, bei welchen unsere Seele Vergnügen oder Mißvergnügen fühlt, das heißt, Empfindungen. Ferner, das Gedächtniß bemerkt deutlich, daß unsere Seele diejenige Vorstellung, die sie erneuert, schon einmal gehabt habe; die Einbildungskraft hingegen, besonders wenn sie recht stark ist, macht, daß die Seele vergißt, daß sie die in ihr erneuerte Empfindung schon ehemals gehabt habe, und weiß sie zu überreden, daß sie dieselbe jetzt erst habe, ungeachtet dasjenige, was diese Empfindung ehemals in ihr erweckte, ihr jetzt nicht mehr gegenwärtig ist. So geht es dem alten Manne auf unserm Bilde. Die Einbildungskraft spielt ihm den Possen, ihm weis zu machen, daß er den ehemaligen Beinbruch noch jetzt fühle, ungeachtet das Bein schon seit funfzig Jahren wieder geheilt war. Daher seht ihr, daß er mit der Hand danach greift, wie man zu thun pflegt, wenn uns etwas sehr weh thut. — Siehst du nun ein, Johannes, wie Gedächtniß und Einbildungskraft von einander unterschieden sind?

Johannes. O ja!

Vater. Nun, so wollen wir es heute dabei bewenden lassen.

Johannes. Aber wollen wir nicht erst wieder anschreiben?

Vater. Ja so! Das hätte ich bald vergessen. Nun, so sage mir, was ich schreiben soll.

Johannes. Unsere Seele kann auch Empfindungen haben; — soll ich auch sagen, was Empfindungen sind?

Vater. Allerdings.

Johannes. — Das sind solche Vorstellungen, die entweder Vergnügen oder Mißvergnügen machen.

Vater. Ferner?

Johannes. Ferner hat unsere Seele auch Einbildungskraft; — das heißt, sie kann ehemalige Empfindungen wieder in sich erneuern.

Vater. So! — und nun hinaus in den Garten! *)

Sechstes Gespräch.

Gottlieb. Vater, was bedeutet denn das Pferd mit den Flügeln, das da auf dem Bilde vorgestellt ist?

Vater. Es soll bloß eine Zierde des Ofens seyn, auf den man es gesetzt hat.

Gottlieb. Giebt es denn wol solche geflügelte Pferde?

Vater. Nein! Der Künstler, der es machte, hat sich bloß eingebildet, daß es dergleichen gäbe.

Gottlieb. O kann man sich denn wol so was einbilden?

Vater. Warum nicht? — Ich kann mir ja einbilden, daß ich dich auf einem Truthahn reitend durch die Luft fliegen sehe.

---

*) Um nicht zu weitläuftig zu werden, habe ich von hier an aufgehört, die menschlichen Seelen mit den Thierseelen zu vergleichen; und ich glaubte, dieses um so viel mehr thun zu dürfen, da diese Vergleichung in Ansehung des Folgenden für jeden nur einigermaßen geübten Lehrer gar keine Schwierigkeit mehr hat.

Gottlieb. Potztausend das sollte einmal schön gehn! — Aber das ist doch nicht wahr?

Vater. Nein! Aber unsere Seele kann sich auch etwas vorstellen, was wirklich nicht ist. Z. B. kannst du dir nicht vorstellen, wie das aussehen würde, wenn ich eine Nase hätte, die von hier bis an die Wand reichte?

Gottlieb. (lachend) O ja!

Vater. Und willst du wissen, wie man diejenige Kraft unserer Seele nennt, womit sie sich solche Vorstellungen macht?

Gottlieb. Nun?

Vater. Man nennt sie Fantasie, auf Deutsch, Dichtkraft; und die wunderbaren Vorstellungen, welche sie sich dadurch macht, die nennt man auch Fantasien, auf Deutsch, Dichtungen oder Einbildungen.

Gottlieb. Soll ich auch einmal eine Dichtung machen?

Vater. Immerhin!

Gottlieb. Na, ich bilde mir ein, wie das aussehen würde, wenn der Puterhahn eine Perücke mit einem großen Haarbeutel trüge, und wenn er den Hut unterm Flügel, und einen Degen an der Seite hätte.

Vater. Das müßte eben so närrisch aussehen, als wenn seine Frau, die Truthenne, wie eine Dame aufgesetzt wäre, und Pariser Taschen trüge.

Gottlieb. Sieh! Da hat Vater ja auch eine Dichtung gemacht.

Vater. Ganz recht; ich habe, so wie du, mir etwas vorgestellt, das wirklich nicht ist. Wißt ihr, welche Leute ihre Dichtkraft am meisten gebrauchen?

Alle. Nein!

Vater. Die Dichter, die Maler und die Bildhauer. — Könnt ihr euch nicht gleich an ein Gedicht erinnern, worin eine Dichtung vorkömmt?

Johannes. O ja! in dem von Claudius — wie heißt es doch? — ich glaube der Frühling.

Vater. Nun, was für eine Dichtung ist denn darin enthalten?

Johannes. J, da stellt er sich ja den Frühling als einen Mann vor, der sich mit Blumenkränzen bewunden hat, und dem die Nachtigallen auf den Schultern sitzen.

Vater. Richtig!

Denn er kömmt, mit seiner Freudenschaar,
Heute aus der Morgenröthe Hallen;
Einen Blumenkranz um Brust und Haar,
Und auf seiner Schulter Nachtigallen.

Wenn wir künftig in unserer Kinderbibliothek lesen, und es kömmt dann wieder einmal eine Dichtung vor, so sagt mir es doch.

Alle. Gut; das wollen wir nicht vergessen.

Gottlieb. Vater, soll ich nun einmal vorsagen?

Vater. Laß sehen, ob du kannst.

Gottlieb. O ja! ich habe es mir wol gemerkt! — Unsere Seele hat auch Fantasie, oder Dichtkraft.

Vater. Nun was heißt denn das?

Gottlieb. Ja, sie kann sich so etwas vorstellen, was nicht ist.

Vater. Gut! ich hätte kaum geglaubt, daß du mir das so ordentlich sagen könntest. Fahre nur fort, so aufmerksam zu seyn.

Gottlieb. Na, das will ich auch gewiß thun!

(Der Vater zieht stillschweigend eine Hand voll frühreife Kirschen aus der Tasche.)

Alle. Ah! Ah!

Vater. Was ist?

Alle. Ah! Kirschen!

(Alle schwiegen voll Erwartung.)

Jetzt wollte ich wol errathen, was eure Seele macht.

Alle. Nun, was denn?

Vater. Sie stellt sich etwas vor, was sie nicht gern haben möchte.

Nikolas. O ganz und gar nicht! Sie stellt sich etwas vor, was sie gern haben möchte.

Vater. Nun, so habe ich mich geirrt.

(Er zieht ein kleines Büchschen hervor, worin Assa foetida ist, und hält es Einem nach dem Andern unter die Nase.)

Alle. Fi! fi! fi!

Vater. Nun, hat eure Seele wieder eine Vorstellung von etwas, das sie gern haben möchte!

Matthias. O nein! von etwas, das sie gar nicht gern haben möchte.

Vater. So? — Da haben wir also unsere Seelen wieder bei einer doppelten Handlung angetroffen. Erstlich stellte sie sich etwas vor, das sie gern haben möchte — wißt ihr, wie man das mit Einem Worte nennt?

Alle. Nein!

Vater. Sie begehrte etwas. — Dann stellte sie sich etwas vor, das sie nicht gern haben möchte; oder mit einem andern Worte?

Johannes. Sie begehrte etwas nicht.

Vater. Besser: sie verabscheuete etwas. Sie hat also auch, wie ihr sehet, ein Vermögen, etwas zu begehren, und etwas zu verabscheuen. — Es ist zwar nicht immer gut, daß man ihr dasjenige gibt, was sie begehrt, und daß man dasjenige wegnimmt, was sie verabscheuet; aber dießmal wollen wir ihr doch den Gefallen thun. Fort mit dem Stinkebüchschen! Her mit den Kirschen! — Nehmt; es sind gerade für jeden drei.

Alle. Ah danke, danke!

Vater. Und was habe ich hier!

Alle. Ah ein Bild! *)

Vater. Seht hier einen Knaben, der einen Schmetterling fangen will. Was thut die Seele desselben?

Johannes. Sie stellt sich etwas vor, das sie gern haben möchte.

Vater. Sie begehrt also etwas. — Seht da einen andern, der Blumen sucht, und eine Kröte findet, was thut er dabei?

Nikolas. Seine Seele stellt sich etwas vor, das sie nicht gern haben möchte.

Vater. Sie begehrt also die Kröte nicht, sondern sie verabscheuet dieselbe. Was macht denn wol der dritte Knabe, der da nach den reifen Aepfeln sieht?

Gottlieb. Er begehrt die Aepfel.

Vater. Warum mag er denn nicht zugreifen?

Diderich. Vielleicht hat er auch heute Arzenei eingenommen; und da denkt er wol erst nach, ob es ihm auch gut thun würde, Obst zu essen. — Was macht denn aber wol der vierte da?

Nikolas. O der soll gewiß etwas einnehmen!

Vater. Das vermuthe ich auch. Seht, wie er das Gesicht verzerrt! Er scheint die Arzenei zu verabscheuen; warum mag er sie denn nicht wegwerfen?

Johannes. Er denkt auch wol erst nach, ob es ihm auch gut seyn würde, wenn er sie wegwürfe.

Vater. Deine Vermuthung scheint richtig zu seyn. — Also kann ja unsere Seele, wenn sie etwas begehrt oder verabscheuet, wol erst jedesmal überlegen, ob das Begehrte oder Verabscheute ihr nützlich oder schädlich sei?

Alle. Ja, das kann sie!

Vater. Sie kann also auch wol etwas thun, was ihr zuwider ist, und etwas unterlassen, was ihr angenehm wäre?

---

*) Tafel II. 1.

Alle. Ja!

Vater. Nun, das ist schön! So hat sie ja freien Willen! Freuet euch, Kinder, das ist wieder eine schöne Eigenschaft, die der liebe Gott unserer Seele anerschaffen hat! Ist es den Seelen der Thiere wol auch so gut geworden?

Johannes. Das glaube ich nicht.

Vater. Wenn wir's noch nicht wüßten, so könnten wir es von dem Vogel da auf unserm Bilde lernen.

Gottlieb. Was will denn der?

Vater. Er sieht, daß in dem Kästchen eine ihm angenehme Speise liegt, die seine Seele begehrt. Hätte er nun freien Willen, so wie wir, so würde er erst überlegen, ob es ihm auch wirklich nützlich, oder schädlich sei, davon zu fressen. So aber folgt er bloß seiner Begierde; er fliegt hinein, der Deckel fällt zu, und — er sieht sich gefangen!

Gottlieb. Armes Vögelchen! Ich wollte, du hättest freien Willen, damit du nicht hineinflögest!

Vater. Wenn nun ein Mensch eben so ohne Ueberlegung handelte, als die Thiere; wenn er auch gleich das thäte, wozu er Lust bei sich verspürte, und alles das gleich unterließe, wogegen er eine Abneigung hat, ohne erst zu überlegen, ob es ihm nützlich oder schädlich sei: wozu würde sich ein solcher Mensch selbst machen?

Johannes. Zum Thiere.

Vater. Richtig! — Und es würde ihm dann auch eben so gehen, wie es den Thieren so oft zu gehen pflegt, er würde sich selbst unglücklich machen. — Merkt euch dies, meine Lieben, und laßt euch nie durch eure Begierden leiten, sondern zieht bei jeder Sache, die ihr gern haben oder nicht haben wollt, erst eure Vernunft und das Urtheil erfahrner Leute zu Rathe. Und dann übt euch alle Tage, etwas Nützliches, das euch unangenehm ist, zu thun, und etwas Schädliches, das euch an-

genehm seyn würde, zu unterlassen: so werdet ihr von Tage zu Tage vollkommener, und von Tage zu Tage glücklicher werden. — Jetzt laßt uns wieder anmerken, was wir heute gelernt haben. Diderich, sage mir vor.

Diderich. Unsere Seele hat ein Vermögen, etwas zu begehren.

Vater. Und was thut sie, indem sie etwas begehrt?

Diderich. Sie stellt sich etwas vor, das sie gern haben möchte.

Vater. — haben möchte. — Weiter!

Diderich. Unsere Seele hat auch ein Vermögen, etwas zu verabscheuen.

Vater. Und was thut sie denn, wann sie etwas verabscheuet?

Diderich. Sie stellt sich etwas vor, das sie nicht gern haben möchte.

Vater. Ist das alles?

Diderich. O nein! Unsere Seele hat auch freien Willen; das heißt: sie kann, ehe sie etwas thun oder nicht thun will, erst überlegen, ob es ihr auch nützlich oder schädlich seyn würde.

Vater. Wollen wir es hiemit für heute gut seyn lassen?

Alle. O es ist ja noch so früh!

Vater. Ein paar Minuten kann ich allenfalls noch zugeben — wovon wollen wir denn nun sprechen? — Ja so! da fällt mir gleich noch etwas ein. Wir haben gehört, daß die Thiere keinen freien Willen haben. Wenn sie also etwas thun, so thun sie es nicht deswegen, weil sie erkannt haben, daß es ihnen gut sei, und wenn sie etwas nicht thun, so unterlassen sie es nicht deswegen, weil sie erkannt haben, daß es ihnen schädlich sei; aber so möchte ich doch in aller Welt wissen, warum sie eigentlich etwas thun, und warum sie etwas

unterlassen? — Was mag, z. B. wol den Vogel antreiben, daß er in den Kasten hüpfen und von dem Futter fressen will?

Johannes. Ja, weil ihm das Futter gut schmeckt.

Vater. Woher weiß er aber, daß es ihm gut schmecken werde? Er hat ja vorher gar nicht darüber nachgedacht!

Johannes. O er wird wol schon mehrmals solche Körner gegessen haben! Er weiß also wol, daß sie gut schmecken.

Vater. Aber er hat ja kein Gedächtniß, wie wir wissen; es ist also so gut, als wenn er jetzt zum erstenmale davon fressen sollte — und zudem, wer lehrt den jungen Vögeln, den jungen Küchlein und Entchen, wenn sie eben erst aus dem Eie gekrochen sind, daß das Futter, welches man ihnen vorwirft gut schmecke? Die haben noch nie dergleichen gekostet; und doch picken sie gleich darauf los.

Johannes. Ja, das weiß ich nicht.

Vater. Nun so will ich es auch sagen. Seht, Kinder, der liebe Gott hat die Seelen der Thiere so eingerichtet, daß sie einige Dinge begehren, andere verabscheuen müssen, ohne daß sie wissen, warum? Dieses Begehren und dieses Verabscheuen, dem sie folgen müssen, sie mögen wollen oder nicht, nennt man Instinkte, auf Deutsch, Naturtriebe. Diese hat Gott den Thierseelen gegeben, um sie wegen des Mangels an Vernunft und freien Willen einigermaßen schadlos zu halten. Aus Naturtrieb also fliegt der Vogel in den Kasten, um von dem darin liegenden Futter zu fressen; aus Naturtrieb würde er wegfliegen, sobald irgend ein Geräusch neben ihm entstände; aus Naturtrieb bauen sich die Vögel Nester, brüten sie über den Eiern, und füttern ihre Jungen, bis sie groß geworden sind; aus Naturtrieb baut der Biber Häuser, sucht die Biene Honig, und ver-

wahrt es in Zellen, die sie selbst gemacht hat. Mit Einem Worte, Alles, was die Thiere thun, das thun sie aus einem innern Antriebe ihrer Natur, ohne daß sie wissen, wie und warum sie es eigentlich thun. Ist das nicht sonderbar?

Johannes. Ja, sehr!

Nikolas. Haben denn die Menschen keine Naturtriebe?

Vater. Davon wollen wir morgen reden.

Siebentes Gespräch.

Vater. Ob wir Menschen denn auch wol Naturtriebe hätten? wolltest du gestern wissen, Nikolas; war es nicht so?

Nikolas. Ja, Vater.

Vater. Darum wollen wir jetzt dieses Bild *) fragen; und ich hoffe, es wird uns die gehörige Antwort darauf geben.

Gottlieb. Na, du Bild, haben wir denn Naturtriebe, so sag' an! — (lachend) Ja, es schweigt ja doch still!

Vater. Du verstehst nur nicht, was es dir stillschweigend darauf antwortet; aber bald sollst du es verstehen. — Was wird hier vorgestellt?

Gottlieb. Ein kleines Wickelkind, das an seiner Mutterbrust sauget.

Vater. Die Seele dieses Kindes scheint etwas gern haben zu wollen, oder zu begehren?

*) Taf. II. 2.

Gottlieb. Ja, die Milch.

Vater. Und doch, glaube ich, weiß sie selbst nicht recht, was das eigentlich sei, was sie gern haben möchte? Ich glaube auch, daß sie sich nicht bewußt ist, warum sie die Milch so gern haben will? Und endlich kömmt es mir vor, als wenn sie selbst nicht recht wüßte, wie ihr Mund es eigentlich macht, um die Milch aus der Mutter Brust herauszusaugen?

Gottlieb. Das glaube ich auch; die kleinen Kinder sind ja noch so dumm!

Vater. Die Seele dieses Kindes begehrt also etwas, ohne zu wissen, warum? Und sie befriediget dieses ihr Verlangen, ohne selbst zu wissen, wie sie das anfängt; nicht?

Nikolas. Ach, ja! Nun seh' ich wol, das ist auch ein Naturtrieb, den das Kind hat.

Vater. Richtig! — Setzt nun aber einmal den Fall, daß die Brust dieser Mutter, statt der Milch, nichts als Tinte oder Rhabarbertrank enthielte, was meint ihr, würde das Kind, sobald es davon gekostet hätte, dann wol noch fortfahren zu saugen?

Alle. O nein, gewiß nicht!

Vater. Und warum nicht?

Matthias. Ja, weil der Rhabarber so bitter schmeckt!

Vater. Die Milch hingegen so süß! — Die Seele des Kindes begehrt also die Milch, weil der Genuß derselben ihr eine angenehme Empfindung macht, und sie würde den Rhabarber verabscheuen, weil er ihr eine unangenehme Empfindung machte; nicht?

Alle. Ja!

Vater. Und wodurch bekömmt denn die Seele des Kindes die Empfindung von der Milch?

Johannes. Durch den Geschmack.

Vater. Also durch einen ihrer Sinne?

Johannes. Ja!

Vater. Eine solche Empfindung, die die Seele durch Hülfe ihrer Sinne erlangt, nennt man eine sinnliche Empfindung. — Die Seele des Kindes wird also durch die Natur angetrieben, daß sie einige sinnliche Empfindungen, nämlich die angenehmen, gern, andere hingegen, nämlich die unangenehmen, nicht gern haben will?

Johannes. Und wißt ihr, wie man diesen Naturtrieb zu nennen pflegt? — Den der Sinnlichkeit.

Nikolas. Haben denn die großer Leute diesen Naturtrieb auch noch?

Vater. Wir wollen sehen, ich habe diesen Morgen bemerkt, daß in unserm Garten einige reife Erdbeeren sind: hättet ihr wol Lust, nach der Stunde mit mir hinzugehen, um sie zu pflücken?

Alle. O ja, o ja, lieber Vater!

Vater. Warum wollt ihr denn so gern Erdbeeren essen?

Alle. I, weil sie so trefflich schmecken!

Vater. Also weil der Genuß derselben euch eine angenehme sinnliche Empfindung macht! — Aber hier habe ich ein vortreffliches Federmesser, welches so scharf ist, daß ich euch Nasen und Ohren damit abschneiden könnte. Wer von euch hat Lust, den Versuch an sich machen zu lassen?

Alle. Ich nicht! ich nicht! ich nicht!

Vater. Warum denn nicht?

Alle. Weil das Schneiden weh thut!

Vater. Also, weil euch das eine unangenehme sinnliche Empfindung machen würde! — Nun, was meint ihr, sollte in eurer Seele wol auch noch der Naturtrieb der Sinnlichkeit seyn?

Diderich. O ja!

Vater. Warum?

Diderich. Weil unsere Seele die angenehmen sinnlichen Empfindungen auch gern haben mag, und die unangenehmen sinnlichen Empfindungen nicht gern.

Nikolas. Ja, wir sind aber auch noch keine große Leute!

Vater. Freilich nicht; aber ich versichere dir, Nikolas, mir und andern erwachsenen Leuten geht es nicht anders. Wir wollen alle auch gern Erdbeeren essen, und wollen uns alle ungern Nase und Ohren abschneiden lassen. Wir Erwachsenen müssen also auch wol noch ebendenselben Naturtrieb der Sinnlichkeit haben, den ihr habt, und den die kleinen Wickelkinder haben. Nun, Gottlieb, hat uns das Bild keine Antwort auf unsere Frage gegeben?

Gottlieb. Ja, das glaub' ich, so eine Antwort, wobei man gar nicht spricht!

Vater. Wer sagt mir jetzt vor, was uns das Bild gelehrt hat? — Aber, halt! das werdet ihr wieder alle thun wollen; sagt mir also erst etwas, was ihr etwa heute auf Antrieb des Naturtriebes der Sinnlichkeit gethan habt. Wer zuerst etwas zu nennen weiß, der soll mir vorsagen!

Johannes. Ich!

Vater. Nun, was denn?

Johannes. Ich habe mich gebadet.

Vater. Thatest du denn das aus Sinnlichkeit?

Johannes. Ja wol; that ich es nicht deswegen, weil es mir eine angenehme sinnliche Empfindung macht?

Vater. Hast recht; tritt also her, und sage mir vor!

Johannes. Unsere Seele hat auch Instinkte oder Naturtriebe.

Vater. Füge die Erklärung hinzu!

Johannes. Das heißt: sie fühlt sich gezwungen, einige Dinge zu begehren und an-

dere Dinge zu verabscheuen, ohne daß sie recht weiß, warum?

Vater. Einen dieser Naturtriebe unserer Seele haben wir nun schon kennen gelernt; und welcher war das?

Johannes. Der der Sinnlichkeit.

Vater. Und worin besteht derselbe?

Johannes. Der besteht darin, daß wir alle angenehme sinnliche Empfindungen gern, und alle unangenehme sinnliche Empfindungen ungern haben wollen.

Vater. Brav! — Aber ich sehe, da ist ja noch mehr vorgestellt auf unserm Bilde. Was ist denn das da?

Matthias. O fi! Der Mann will ja den armen Jungen mit dem Messer in den Hals schneiden!

Ferdinand. Der wird wol ein Geschwür am Halse haben, das ihm aufgeschnitten werden muß.

Gottlieb. Au weh! das mag schmerzen!

Vater. Warum mag denn wol der Knabe zugeben, daß man ihn schneidet, wenn's ihm so weh thut?

Diderich. Ja, er wird wol gehört haben, daß er sonst sterben müßte, wenn er sich nicht schneiden ließe.

Vater. Nun, wäre es ihm denn nicht besser zu sterben, als solchen Schmerz zu leiden?

Johannes. Ja — aber jeder will doch gern so lange leben, als er kann.

Vater. Warum mag denn jeder das so gern wollen?

Johannes. Daß weiß ich nicht.

Vater. Sollte das nicht etwa wieder ein Naturtrieb seyn, den der liebe Gott unserer Seele eingepflanzt hat?

Johannes. Ich glaube wol.

Vater. Und du hast auch recht, es zu glauben. Denn findet sich diese Liebe zum Leben nicht wirklich bei allen Menschen? Wollen nicht alle gern ihr Leben so lange erhalten, als sie können?

Johannes. Ja!

Vater. Und wenn man krank, oder in irgend einer andern Lebensgefahr ist, erduldet man da nicht gern jeden Schmerz, wenn man nur sein Leben dadurch retten kann?

Alle. O ja!

Vater. Also haben wir alle eine angeborne Begierde, unser Leben zu erhalten, und einen angebornen Abscheu gegen Alles, was unserm Leben schaden kann. — Diese Begierde und diesen Abscheu nennt man den Trieb der Selbsterhaltung. *)

Gottlieb. Ah! das ist also der zweite!

Vater. Ganz recht; aber wozu meint ihr wol, daß der liebe Gott uns diesen Naturtrieb gegeben habe?

Johannes. Damit wir desto länger leben möchten.

Vater. Gott muß also wol nicht haben wollen, daß wir unser Leben selbst verkürzen?

Diderich. Nein; sonst würde uns er ja diesen Naturtrieb nicht gegeben haben.

Vater. Er muß also vielmehr es gern sehen, daß wir unsere Gesundheit erhalten, und unser Leben so viel wir können, zu verlängern suchen? — Und wißt ihr noch, was wir neulich lernten, welches die besten Mittel zur Erhaltung unserer Gesundheit sind!

Nikolas. Ach, ja! wenn man hübsch mäßig ist im Essen und Trinken.

---

*) Ein kleiner Knabe von ungewöhnlicher Herzhaftigkeit und Entschlossenheit, für den dieser Unterricht, seines Alters wegen, noch nicht gehörte, war zufälliger Weise zugegen, da von dem Triebe der Selbsterhaltung die Rede war. Um ihn nicht ganz unbeschäftigt zu lassen, legte ihm der Vater, da er ein Beispiel dieses Triebes geben wollte, die Frage vor: Fritzchen, wenn da draußen auf dem Wege ein grimmiger Ochs auf dich zuliefe, und dich mit seinen großen spitzigen Hörnern todtstoßen wollte, was würdest du thun? — „Ich würd' ihn wieder stoßen," war seine unerwartete Antwort, bei der man ihm ansehen konnte, daß er's wirklich auch so meinte.

Johannes. Ja, und wenn man fleißig arbeitet!

Gottlieb. Und wenn man auch vorsichtig ist, daß man nicht zu Schaden kömmt.

Matthias. O ich weiß noch eins! Wenn man sich nicht erkältet und nicht trinket, wenn man warm ist!

Vater. Richtig! Mäßigkeit also, Arbeitsamkeit und Vorsichtigkeit sind dem lieben Gotte angenehm. Merkt euch dies, Kinder, und erinnert euch daran, so oft ihr in Versuchung gerathet, das Gegentheil zu thun. Jetzt, Ferdinand, sage du mir vor, was ich anschreiben soll.

Ferdinand. Der zweite Naturtrieb unserer Seele ist der Trieb der Selbsterhaltung.

Vater. Und dieser treibt uns an — wozu Ferdinand?

Ferdinand. Daß wir unser Leben zu erhalten suchen, so lange wir können.

Vater. Gut! (Er ging hierauf zum Fenster, stand plötzlich still, wie einer, den etwas befremdet, und sagte): — Wie? — Was ist das? — der Elefant —

Alle. (Aufspringend und laut schreiend) O wo? wo? Wo ist er?

Vater. Wer denn?

Alle. I, der Elefant!

Vater. Was für ein Elefant?

Alle. I, wir meinten, es wäre einer da zu sehen.

Vater. Da habt ihr euch geirrt. Ich wollte nur fragen, wo denn das Bild des Elefanten geblieben sei, welches ich hier ins Fenster gelegt hatte, um es euch zu zeigen?

Alle. (Unzufrieden und sich wieder setzend) O das ist Schade! Wir dachten wirklich, es wäre einer da.

Vater. Nun, es ist mir recht lieb, daß ihr das gedacht habt; denn da haben eure Seelen wieder einen schönen neuen Trieb gezeigt, den wir noch nicht kannten.

Johannes. Was denn für einen?

Vater. Warum wolltet ihr denn den Elefanten so gern sehen?

Johannes. Weil wir in unserm Leben noch keinen gesehen haben.

Vater. Also deswegen, weil er etwas noch ganz Neues für euch ist?

Johannes. Ja!

Vater. Was mag eure Seele also gern sehen, oder hören, oder mit Einem Worte — was mag sie sich gern vorstellen?

Johannes. Etwas Neues.

Vater. Nun, das ist es eben, was wir jetzt von ihr gelernt haben. Unsere Seele mag gern sich etwas Neues vorstellen, das heißt mit andern Worten: sie hat einen Trieb der Neugierde. Und wozu mag uns Gott wol den gegeben haben?

Nikolas. Daß wir recht viel lernen sollen.

Vater. Getroffen! Aber warum will denn Gott, daß wir recht viel lernen sollen?

Nikolas. Weil wir dadurch klüger werden.

Vater. Je klüger wir aber werden, desto leichter wird es uns, gut zu werden, desto glücklicher werden wir auch. Gott hat uns also den Trieb der Neugierde gegeben, damit wir immer glücklicher werden möchten.

Wer kann mir hier auf unserm Bilde jemand zeigen, der eben im Begriff ist, seinen Trieb der Neugierde zu befriedigen?

Diderich. O der da, der etwas durchs Vergrößerungsglas betrachtet!

Vater. Der ist's; denn hätte dieser Knabe kein Verlangen, sich etwas Neues vorzustellen, so würde er sich ja nicht die Mühe geben, das Thierchen, welches er betrachten will, unter das Vergrößerungsglas zu bringen. — Nun,

Matthias, dasmal sollst du die Erlaubniß haben, mir vorzusagen.

Matthias. Ah! das ist gut, daß ich endlich doch auch einmal daran komme? — Der dritte Trieb unserer Seele ist der Trieb der Neugierde.

Vater. Und was macht dieser Trieb?

Matthias. Er macht, daß sich unsere Seele immer gern etwas Neues vorstellen will.

Vater. Genug für heute!

Achtes Gespräch.

Gottlieb. Wollen wir unser Bild von gestern nicht auch bei der Tafel anhängen?

Vater. Das wollen wir; aber vorher laßt uns erst es noch einmal ansehen.

Nikolas. Es ist ja aber nichts mehr darauf, was wir nicht schon gesehen haben! Ich dachte, wir wollten heute wieder etwas Neues von der Seele lernen.

Vater. Dein Trieb der Neugierde ist ja sehr geschäftig! Aber laß sehen; vielleicht ist auf diesem Bilde doch noch Nahrung für ihn. — Warum sieht denn wol die Mutter mit so innigem Wohlgefallen auf den Säugling hinab?

Nikolas. Weil sie das Kind sehr lieb hat.

Vater. Haben denn andere Eltern ihre Kinder auch so lieb?

Nikolas. O ja!

Vater. Aber wer nun selbst kein Kind hat, der liebt wol keinen? Zum Beispiel du, der du noch kein Vater bist, du hast wol keinen, den du liebest?

Nikolas. Habe ich nicht meine Eltern und meine Schwestern und meinen Bruder?

Vater. Aber wenn du nun diese nicht hättest?

Gottlieb. I, so hätt' er ja dich noch, Vater!

Vater. Habt ihr mich denn wirklich auch lieb?

(Die Kinder sprangen an ihm auf und küßten ihn.)

Aber, wenn nun eure Eltern, und ich, und eure Pflegemutter, und alle, die ihr jetzt liebt, auf einmal stürben, da würdet ihr doch künftig keinen Menschen mehr haben, den ihr lieben könntet?

Gottlieb. O da wären ja doch noch andere Menschen in der Welt!

Vater. Aber wenn ihr nun so, wie unser Freund Robinson, auf einer wüsten Insel lebtet, wo gar kein Mensch wäre: wie da?

Nikolas. Ja, da wollte ich mir auch eine Spinne zahm machen, so wie Robinson that.

Gottlieb. Und ich wollte so ein Lama *) fangen, und das wollte ich recht lieb haben.

Ferdinand. Und ich einen Papagei!

Vater. Also Einen wenigstens, meint ihr, muß man zum Lieben haben, wenn man zufrieden leben soll.

Alle. Ja!

Vater. Und sollten andere Menschen wol eben der Meinung seyn?

Johannes. Ich glaube, ja!

Vater. Ich auch, Johannes; denn so viel ich jemals Menschen gesehen habe, die hatten alle ein Verlangen, irgend jemand zu lieben, und von andern wieder geliebt zu werden. Sogar die Thiere scheinen nicht leben zu können, ohne durch Liebe mit andern Thieren ihrer Art verbunden zu seyn.

Gottlieb. Ach ja die Vögel und die Tauben!

---

*) S. Robinson den jüngern, von J. H. Campe.

Vater. Nicht diese allein, sondern sogar die wilden reißenden Thiere, die Löwen und die Tieger, suchen sich Einen ihrer Gattung aus, mit dem sie vertraut und freundschaftlich umgehn. — Das muß ja denn auch wol ein Naturtrieb seyn, der die Menschen und die Thiere antreibt, sich unter einander lieb zu haben?

Alle. Ja!

Vater. Und wie wollen wir diesen Naturtrieb nennen?

Johannes. Den Naturtrieb der Liebe.

Vater. Gut! — Aber sagt mir doch, wie ist uns denn wol zu Muthe, indem wir einen Andern lieb haben?

Johannes. Ja, da wollen wir immer gern bei ihm seyn.

Vater. Vermuthlich, weil wir Freude über ihn empfinden?

Johannes. Ja!

Vater. Aber wenn nun der Andere, den wir lieben, keine Freude über uns empfindet, sehen wir das wol gern?

Johannes. O nein!

Vater. Also besteht die Liebe ja wol darin, daß wir Freude über einen Andern empfinden und wünschen, daß auch er Freude über uns empfinden möge?

Johannes. Ja!

Vater. Wir suchen also auch wol, so viel an uns ist, dem, den wir lieben, Freude zu machen?

Johannes. Ja!

Vater. Zum Beispiel, eure Eltern, und wir, eure Pflegeeltern, was thun wir nicht alles, um euch Freude zu machen! Und was wünschen wir wol mehr, als daß auch ihr uns Freude machen möget durch eure Artigkeit? — Fühlt ihr nun in eurem Herzen eben so etwas gegen uns?

Alle. O ja, lieber Vater!

Vater. Nun, so ist es ja gewiß, daß wir einander lieben! Und das wollen wir denn auch ferner thun; denn es ist doch gar zu schön, wenn man sich unter einander recht lieb hat! Da lebt man noch eins so fröhlich; und gewiß hat auch Gott recht großes Wohlgefallen daran, weil er den Trieb der Liebe uns und allen seinen lebendigen Geschöpfen so tief eingedruckt hat. Wenn ihm die Liebe nicht so sehr gefiele, so würde er uns wol einen Trieb des Hasses anerschaffen haben?

Gottlieb. Fi, das wäre häßlich!

Vater. Gottlob also, daß das nicht geschehen ist! — Nun, Johannes, sage mir, was ich anschreiben soll.

Johannes. Der vierte Naturtrieb unserer Seele ist der Trieb der Liebe; das heißt —

Vater. Nun?

Johannes. Ja, ich kann nur nicht die rechten Worte finden.

Vater. Willst du nicht etwa sagen: das heißt, wir haben Alle ein angebornes Verlangen, Andere zu lieben, und von Andern geliebt zu werden.

Johannes. Ach ja!

Vater. Oder etwa lieber so: das heißt, wir haben Alle ein Verlangen, wenigstens einen oder den andern Menschen zu finden, in dessen Gesellschaft wir Freude empfinden, und der auch wieder an uns seine Freude haben möge.

Johannes. Das ist ja wol einerlei?

Vater. Völlig! — Nun sagt mir doch, Kinder, warum ihr eure Eltern so vorzüglich lieb habt?

Alle. Weil sie uns so sehr viel Gutes gethan haben, und noch thun.

Vater. Wäre es euch denn wol nicht möglich, denjenigen zu hassen, der euch Gutes erzeiget?

Alle. O bewahre!

Vater. Woher mag denn das wol kommen, daß wir denjenigen lieben müssen, der uns Liebe und Güte erzeigt?

Diderich. Ja, weil uns der liebe Gott so eingerichtet hat.

Vater. Ganz recht; Gott hat unsere Seele so eingerichtet, daß sie nicht umhinkann, denjenigen zu lieben, der uns liebet und uns Gutes thut. Das ist also wieder ein neuer Trieb, den wir in uns wahrnehmen, ein Trieb der Dankbarkeit; nicht so?

Alle. Ja!

Vater. Auch davon will ich euch ein recht schönes Bild zeigen.

Alle. Ah!

Vater. Seht hier *) ist das Bild eines liebreichen Mannes, und vor ihm das Bild eines dankbaren Knaben.

Matthias. Wen stellt denn das vor?

Vater. Die Eltern dieses Knaben starben beide, da er kaum erst ein Jahr alt war, und hinterließen nichts, wovon ihr Kind hätte können erhalten und erzogen werden. Da sprachen einige kleinmüthige Leute, die da nicht bedachten, daß der liebe Gott für alle seine Geschöpfe sorgt: das arme Kind wird gewiß umkommen, das wird gewiß verhungern müssen! Der rechtschaffene Mann, den ihr hier abgebildet seht, hörte, was die Leute sprachen, und ungeachtet er die verstorbenen Eltern des Kindes gar nicht gekannt hatte, so schickte er doch gleich hin, ließ das Kind zu sich holen, und sagte: es sollte künftig sein Sohn seyn; er wollte es mit seinen eigenen Kindern erziehen und es versorgen. So wuchs der Knabe also heran. Jetzt war er schon im siebenten Jahre; da

*) Taf. II. 3.

hörte er, daß seines lieben Pflegevaters Geburtstag sei. Gleich lief er hin in seine Kammer, und betete da zum lieben Gott recht inbrünstig, daß er doch seinen guten Pflegevater noch lange möchte leben lassen. Dann setzte er sich hin und schrieb diesem einen schönen Brief, worin er ihm so ganz von Herzen dankte, für Alles, was er an ihm gethan hätte. Diesen Brief bringt er ihm nun eben jetzt; seht, wie dankbar er seinem Wohlthäter die Hand küßt, und wie gerührt er dabei aussieht!

Gottlieb. O das ist ein lieber Junge!

Johannes. Der handelt aus dem Naturtriebe der Dankbarkeit.

Vater. Sogar die Thiere scheinen von diesem Triebe etwas abgekrigt zu haben. Seht da, das freundliche Hündchen, wie dankbar es seinen Herrn liebkoset.

Ferdinand. Ach ja, wie es sich an sein Knie anschmieget!

Vater. Recht, als wenn es sagen wollte: ich habe dich recht lieb, du guter Mann, weil du mir so viel Gutes gethan hast! — Der müßte ja also wol schlimmer als das Vieh seyn, der seine Wohlthäter nicht lieben wollte, oder sie wol gar hassen könnte!

Nikolas. Fi! das müßte ein garstiger Mensch seyn!

Vater. Ein sehr garstiger! Wir wollen aber hoffen, daß es solche Unmenschen nicht gibt.

Gottlieb. O das glaube ich auch nicht!

Vater. Nun, wer sagt mir diesmal vor? — Es soll der thun, der mir zuerst ein Beispiel von Dankbarkeit erzählt, was er irgend einmal gehört oder gelesen hat.

Nikolas. Ah! der Wandersmann, der den kleinen Fritz aus dem Wasser zog.

Vater. Wie war denn das?

Nikolas. I, der so durstig und so ermüdet war!

Da sah er den kleinen Fritz vor der Gartenthür sitzen, und der hatte einen ganzen Korb voll Obst. Da sagte er zu ihm: liebes Kind, verkaufe mir doch ein paar Birnen; ich bin gar zu durstig. Und Fritz antwortete: da, Mann! nimm dir, so viel du willst, und behalte nur dein Geld. Am folgenden Tage wackelte Fritz mit einem andern Knaben im Kahne bei der Brücke. Da kam Wasser in das Schiff, und die Kinder schrieen: rettet! rettet! und gingen schon unter. Da kam gerade der Wandersmann über die Brücke, und sprang gleich hinab ins Wasser, und faßte die Kinder bei den Haaren. Aber da hätte er selbst mit versinken müssen, wenn er nicht Einen losließ. Ja, wen sollte er nun loslassen? Er dachte bei sich selbst: Fritz hat dir gestern Gutes gethan, den mußt du also eher retten, als den Andern. Da ließ er den Andern fahren, und Fritzen brachte er glücklich an's Land.

Vater. Das war allerdings Dankbarkeit. — Nun, du sagst mir also vor, Nikolas.

Nikolas. Unsere Seele hat auch fünftens einen Trieb zur Dankbarkeit.

Vater. Das heißt?

Nikolas. Das heißt: sie kann nicht umhin, denjenigen zu lieben, der ihr Gutes thut.

Vater. Ich habe vergessen, euch eine traurige Geschichte zu erzählen, die sich gestern in der Stadt zugetragen hat.

Alle. O was für eine?

Vater. Ein liebenswürdiger Knabe von sechs Jahren hatte sich im dritten Stockwerke zum Fenster hinaus gebogen, um ein Sperlingsnest zu sehen, das unter dem Dache war. Auf einmal bekömmt sein Kopf das Uebergewicht, er stürzt hinab, und fällt dicht bei seiner Mutter nieder, die eben vor der Hausthür steht. Stellt euch

den Zustand dieser armen Mutter vor! Sie thut einen Schrei, und fällt leblos neben ihrem unglücklichen Kinde nieder. Eben da dies geschehen war, kam ich bei dem Hause an. Es waren schon viele Menschen zusammengelaufen; ich drängte mich durch, um zu sehen, ob ich nicht etwa helfen könnte. Gott! was bekam ich da zu sehen! Noch läuft mir ein Schauder durch alle meine Glieder, indem ich wieder daran denke. Die Hirnschale des Knaben war zerplatzt; Blut und Gehirn waren an die Kleider seiner Mutter gespritzt, die leblos neben ihm lag. Neben der Mutter lag auf seinen Knien der unglückliche Vater des Knaben, und neben diesem seine siebenjährige Schwester. Beide suchten den Todten durch ihr Angstgeschrei wieder ins Leben zurückzurufen; aber beide sahen selbst einem Todten ähnlicher, als einem Lebenden. O ich werde das schreckliche Bild aus meiner Einbildungskraft nie wieder los werden!

(Die Kinder seufzten, und Einigen trat eine Thräne ins Auge. — Nach einer kleinen Pause.)

Kennt ihr etwa diese unglückliche Familie?

Alle. Nein!

Vater. Und doch geht es euch vermuthlich, wie mir, und wie allen denen, die diese traurige Geschichte hören — ihr seid betrübt darüber? — Nun, ich will euch etwas Anderes erzählen, was euch wieder Freude machen soll.

Als ich aus der Stadt wieder herausgehen wollte, und bald bei dem Steinthore war, ging ein vornehmer Herr mit einem großen Sterne auf der Brust vor mir hin, und hinter ihm ging ein schöngekleideter Bedienter. Da wir an die Brücke kamen, saß da ein kleines armes Kind, dessen Leib nur mit einigen Lumpen bedeckt war. Sein Gesicht war so blaß, und sein ganzer Leib so mager, daß man wol sah, es müsse viel Hunger gelitten haben. Es streckte seine kleinen Arme nach uns aus,

und rief mit schwacher Stimme: „ach! liebe Herren, geben Sie mir doch etwas für meinen armen kranken Vater; der muß sonst gewiß umkommen! Ach, geben Sie mir doch was um Gottes willen!“ Der vornehme Herr stand still; ich auch. Der Anblick des Kindes, das so unschuldig und so fromm wie ein Engel aussah, rührte uns beide gleich stark. „Wer ist denn dein Vater, liebes Kind?“ fragte der vornehme Herr. „Ach, antwortete der kleine Knabe, mein Vater ist ein guter Mann, o ein so guter! Wenn sie ihn nur sehen sollten!“ „Aber, fragte jener weiter, warum mußt denn du für ihn betteln? Kann er denn nicht arbeiten?“ Ach! antwortete der Knabe, und die hellen Thränen liefen ihm über die Backen, er möchte ja gern arbeiten, aber er kann ja nur nicht, weil er einmal in das Bein geschossen ist, recht über dem Knie, und das ist immer noch nicht heil; da kann er nun gar nicht gehen. „Ist er denn im Kriege gewesen? fragte der Herr.“ Ja wol, antwortete das Kind; er war Lieutenant unter dem Freikorps, und da wurde er abgedankt, und er mußte sehen, wo er nun bliebe. „Wo wollte er denn jetzt mit dir hin? fragte der Herr.“ „Ach, erwiederte der Knabe, er wollte weit mit mir hin, nach Kopenhagen, wo er einen Bruder hat, der ein vornehmer, reicher Mann seyn soll; aber da ist er nun krank geworden, und nun werden wir wol beide vor Hunger sterben müssen.“ Hier sah ich, daß der vornehme Herr auf einmal ganz blaß wurde, und daß ihm die Knie zitterten. Wie heißt er denn? rief er auf einmal aus, und faßte das Kind bei der Hand. „Wilhelm von Löwenthal;“ antwortete der Knabe. Gerechter Gott! rief der Herr aus, und schlug die Hände zusammen; mein Bruder! Und damit drückte er das arme Kind, das vor Schrecken kein Wort sprechen konnte, an seine Brust, und benetzte es mit seinen Thränen. Geschwind, sagte er, geschwind führe mich hin zu ihm!

Und da der Knabe vor Mattigkeit kaum gehen konnte, ließ er ihn von dem Bedienten tragen, und rannte davon. Ich wischte mir eine Thräne aus den Augen, und dankte Gott, daß er der Noth dieses armen Kindes und seines unglücklichen Vaters ein Ende gemacht hätte.

(Die Kinder waren alle sehr gerührt. — Nach einer Pause.) Habt ihr diesen Knaben gesehn?

Alle. Nein!

Vater. Und doch freuet ihr euch gewiß eben so sehr, als ich, darüber, daß er so unvermuthet seinen Oheim fand.

Alle. O ja!

Nikolas. Es ist mir so lieb, als wenn mir Einer hundert Thaler gegeben hätte!

Gottlieb. Und mir, als wenn meine Tauben Junge gekrigt hätten!

Vater. Nun seht doch, was eure Seele da wieder gemacht hat! Anfangs betrübte sie sich, daß es dem ersten Knaben und seiner Familie so schlimm ging, und nun freuet sie sich wieder, daß der andere Knabe und sein Vater auf einmal glücklich wurden! Merkt ihr nun wol, daß das wieder von Gott kömmt, daß der unsere Seelen so eingerichtet hat, daß sie sich freuen müssen wenn's andern Menschen wohl geht, und daß sie sich betrüben müssen, wenn ihnen etwas Schlimmes wiederfährt?

Alle. Ja, das ist wahr!

Vater. Seht, Kinder, das nennt man den Trieb des Mitgefühls, oder der allgemeinen Menschenliebe. Den hat der liebe Gott unser aller Seelen deswegen einverleibt, weil er wollte, daß wir alle als Brüder, als Kinder Eines Vaters, mit einander leben, einander lieben und einander helfen sollten, wo und wie wir könnten. Seht ihr es nun nicht noch einmal so deutlich ein, daß dieser gute Gott ein Gott der Liebe

seyn müsse, weil er uns selbst zur Liebe geschaffen hat?

Alle. Ach ja!

Vater. Und begreift ihr nun nicht auch, daß man diesem guten Gotte unmöglich wohlgefallen könne, wenn man nicht gegen alle Menschen liebreich und gütig ist? — Was ihr jetzt aus euch selbst gelernt habt, das hättet ihr auch von unserm Bilde lernen können.

Johannes. O, wo denn?

Vater. Da von dem Bilde des guten Mannes, der den armen Knaben zu sich genommen und Vaterstelle bei ihm vertreten hat.

Johannes. Ja, das hat er auch aus Mitleid gethan.

Vater. Unstreitig! Er betrübte sich, da er hörte, daß dies arme Kind seine Eltern verloren und nichts zu leben hätte. Deswegen nahm er es zu sich. Jetzt sieht er, daß der Knabe dereinst ein guter, also auch ein glücklicher Mensch seyn werde; und darüber freuet er sich. Er hat also, wie ihr seht, ebendenselben Trieb des Mitgefühls, den wir alle haben.

Gottlieb. O Vater, soll ich diesmal vorsagen?

Vater. Ja wenn du mir geschwind ein Beispiel aus der Geschichte anführen kannst, wo einer aus Mitgefühl etwas that.

Gottlieb. O ja, das kann ich; es ist mir schon lange eingefallen — Alexander der Große, da er den todten Leib seines Feindes, des Königs Darius sah, da weinte er vor Mitleid, daß es ihm so ergangen wäre.

Vater. Brav! — Nun, so sage an, was ich schreiben soll!

Gottlieb. Unsere Seele hat auch sechstens einen Trieb des Mitgefühls; das heißt, sie freuet sich, wenn sie andere Menschen freudig

sieht, und ist traurig, wenn sie sieht, daß andere Menschen traurig sind.

Vater. Recht gut gesagt! — Für jetzt genug; bei Tische sollt ihr sehen, daß unsere Seele noch einen andern Naturtrieb hat.

Johannes. Ja! den des Essens und Trinkens! Aber der ist ja wol einerlei mit dem Triebe der Sinnlichkeit!

Vater. Deine Bemerkung ist vollkommen richtig; auch ist es ein ganz anderer Trieb, den ich meyne. Nachher mehr davon!

Nikolas. Das war einmal wieder eine prächtige Stunde!

Neuntes Gespräch.

(Bei Tische war jedermann sehr begierig, zu wissen, was doch das wol für ein Trieb seyn möchte, den der Vater noch erklären wollte; aber keiner konnte es errathen. Endlich gab man es auf, und redete von andern Dingen. Da nahm der Vater sein Glas, benetzte den Finger mit Wasser, fuhr damit auf dem Rande des Glases herum, und lockte auf diese Weise wunderschöne Töne heraus.

Sein nächster Nachbar hatte dies kaum bemerkt, so that er ein Gleiches; diesem ahmte der folgende nach, und dem wieder der folgende, bis in weniger als ein paar Minuten die ganze Tischgesellschaft, Groß und Klein, auf den Gläsern spielte. Da lächelte der Vater, gab das gewöhnliche Zeichen zur Stille und sagte:)

Vater. Wie verfallt ihr denn alle auf einmal darauf, auf den Gläsern zu spielen?

Johannes. Ich habe es nicht zuerst angefangen.

Ferdinand. Ich that's, weil der es that.

Diderich. Und ich, weil's Gottlieb that.

Gottlieb. Ja und ich, weil Vater es selbst that.

Vater. Ihr habt also alle etwas gethan, das ihr einen Andern thun sahet?

Alle. Ja!

Vater. Und es befahl euch doch Keiner, es so zu machen?

Alle. Nein!

Vater. Nun, warum thatet ihr es denn?

Johannes. Ja, das ist närrisch, wenn jemand Einem etwas vormacht, gleich muß er's nachmachen!

Vater. Hast du das gefühlt? — und soll ich dir nun erst noch sagen, was das für ein Trieb sei, den ich euch heute noch zu zeigen versprach!

Johannes. Ah, nun weiß ich! Es ist der Trieb des Nachmachens.

Vater. Sage lieber, es sei der Trieb der Nachahmung. Auch diesen haben eure Seelen mit allen andern Menschenseelen gemein.

Nikolas. O auch mit den Affenseelen! Die machen ja auch Alles nach, was sie sehen.

Vater. Ganz recht. Bei Kindern und Affen zeigt sich dieser Trieb am meisten; ihr seht also, mit welchen Herren ihr eine Aehnlichkeit habt.

Matthias. Ja, mit den Herren Affen.

Gottlieb. O fi! ich wollte, daß wir den Trieb nicht hätten!

Vater. Das sage ja nicht in Ernst! Denn wenn ihr ihn nicht hättet, so würdet ihr in eurem ganzen Leben wol nicht viel klüger und nicht viel besser, als ein Aeffchen, werden.

Diderich. Wie so?

Vater. Wodurch werdet ihr denn wol von Tage zu Tage klüger und besser? Nicht war, vornehmlich dadurch,

daß ihr das thut, was ihr erfahrne und verständige Leute thun seht?

Diderich. Ja!

Vater. Also durch den Trieb der Nachahmung?

Diderich. Ja; aber warum werden denn die Affen nicht klüger dadurch?

Vater. Weil ihre Seele nur äußere Dinge, Geberden und Handlungen, aber nicht innere und unsichtbare Gedanken und Gesinnungen nachahmen kann; und das können sie nicht, weil sie keine Vernunft haben.

Gottlieb. Bleiben wir denn nun nicht immer solche Affen?

Vater. Das Verlangen, Andern nachzuahmen, bleibt zwar immer, auch wenn man schon erwachsen ist; aber dann befriediget man es nicht mehr sogleich als man es wol zu thun pflegt, so lange man jung ist. Da bedenkt man vielmehr immer erst: ob es auch wol nützlich sei, Anderen in dieser oder jener Sache nachzuahmen? Und wenn man keinen Nutzen davon sieht, so läßt man es bleiben.

Ferdinand. Vater, soll ich die Tafel herunter holen, um das auch anzuschreiben?

Vater. Thu es; aber bringe auch unser heutiges Bild mit.

Johannes. Ist davon auch etwas darauf zu sehen?

Vater. Das wollte ich selbst gern wissen; deswegen sagte ich, daß er es mitbringen sollte.

Ferdinand. Hier, Vater, ist beides. — Was sollen wir denn bei den Kindern behalten, die da Soldaten spielen?

Vater. Diese Kinder thun etwas, was sie von den Soldaten gesehen haben.

Johannes. Ha! ha! Sie ahmen den Soldaten nach!

Vater. Und zeigen also, daß ihre Seele auch

einen Trieb zur Nachahmung hat. Daran soll uns diese Vorstellung erinnern.

Ferdinand. Diesmal sage ich doch vor, weil ich die Tafel und das Bild geholt habe?

Vater. Das gibt dir nun wol noch kein Vorrecht; aber wenn du mir alle die sieben Naturtriebe, die wir nun schon kennen gelernt haben, recht ordentlich anzugeben vermagst: so mag es darum seyn.

Ferdinand. Nun ja!

Vater. Du, Johannes, stelle dich hinter ihn, um sein Nothhelfer zu seyn, falls er stecken bleiben sollte.

Ferdinand. O, das wird nicht nöthig seyn!

(Er sagte alles ordentlich und deutlich her.)

Vater. Nun, das war recht gut! So sage mir denn vor.

Ferdinand. Der siebente Trieb unserer Seele ist der Trieb der Nachahmung.

Vater. Und wozu treibt uns dieser an?

Ferdinand. Der treibt uns an, dasjenige nachzumachen, was wir andere Leute thun sehen.

Johannes. O sollen wir nun nicht gleich noch mehr lernen?

Vater. Nein, Johannes, für diesmal ist es genug.

Johannes. O das ist Schade!

Vater. Weil wir für heute schon genug gelernt haben, so wollen wir den schönen Nachmittag zu einer kleinen Lustreise anwenden.

Alle. Zu einer Lustreise? O wohin? Wohin?

Vater. Nach Blankenese, um von einem der dortigen Berge der herrlichen Aussichten über die Elbe hin zu genießen.

Alle. (Hüpfend und klatschend.) Ah! nach Blankenese! zu Herr Faber! O das ist herrlich! das ist prächtig!

Vater. Es ist mir lieb, daß mein Vorschlag euch

Freude macht. Aber — macht euch gefaßt! — selten pflegt im menschlichen Leben eine Freude ohne alle Begleitung zu kommen. Gemeiniglich hinkt ihr irgend ein Mißvergnügen nach, welches nicht von ihr getrennt werden kann.

(Alle stutzten.)

So können wir heute, z. B. nur Einen Stuhlwagen *) haben, und auf dem können unser nur höchstens zehne sitzen. Zehne von uns werden sich also entschließen müssen, zu Hause zu bleiben.

(Allgemeine Bestürzung.)

Und wer soll das nun seyn?

(Allgemeines Stillschweigen.)

Ich weiß keine bessere Auskunft, als daß wir loosen. — Einen Topf her! Hier sind so viele Zettelchen, als Köpfe da sind. Jeder von uns ziehet einen davon aus dem bedeckten Topfe hervor; wer ein gewinnendes Loos zieht, fährt mit; wem ein verlierendes zu Theil wird, der bleibt hier. Seid ihr es so zufrieden?

Alle. Ja!

Vater. Nun wohlan! Der Kleinste zieht zuerst, und so bis zum Größten hinauf. So! — so!

(Jeder zieht; Einige erheben ein frohlockendes Jauchzen; Andere, welche Nieten gezogen haben, machen ein klägliches Gesicht.)

Nun ists entschieden. — Aber, was ist das? Wie, Johannes, eine Thräne? — Das ist kein männliches Betragen. Unglücksfälle, die wir uns nicht selbst zugezogen haben, muß man mit Standhaftigkeit ertragen.

Johannes. Ich will auch — (wischt sich die Thräne ab, und zwingt sich zu lächeln.)

Vater. Gut! Aber, ihr Andern, wie ist euch dabei zu Muthe? Wird euer Vergnügen heute wol recht vollkommen seyn, da Einige eurer Freunde keinen Antheil daran nehmen können?

---

*) Ein im Hollsteinischen sehr gewöhnliches offenes Fuhrwerk, worauf eine ganze Gesellschaft Platz hat.

Alle. Nein!

Vater. Wie wäre es also, wenn wir die Reise nach Blankenese bis auf einen andern Tag aufschöben, und dafür heute nach Wandsbeck gingen?

Alle. O ja! ja! Nach Wandsbeck! Nach Wandsbeck!

Vater. So macht euch fertig. — Aber halt! Da hat es ja wol wieder etwas Neues in unserer Seele gegeben? Wartet doch, daß wir erst einen Augenblick darüber nachdenken. — Was that denn wol eure Seele, da ich sagte, daß wir nach Blankenese fahren wollten?

Nikolas. Sie freute sich!

Vater. Und was that die Eurige, ihr Andern, da euch das Loos traf, zu Hause zu bleiben?

Johannes. Sie betrübte sich.

Vater. Und das war wol noch dazu eine recht große Freude, und eine große Betrübniß?

Alle. Ja, eine recht große!

Vater. Fühltet ihr nicht Alle, daß euer Blut anfing, viel schneller zu laufen; daß euer Herz viel stärker klopfte?

Alle. Ja, das ist wirklich wahr!

Vater. Und dachtet ihr in dem Augenblicke, da ihr euch so sehr freutet, und, ihr Andern, in dem Augenblicke, da ihr euch so sehr betrübtet, dachtet ihr da wol an irgend etwas Anderes?

Alle. Nein!

Vater. War es nicht, als wenn ihr gegen alles Andere in der Welt taub und blind wäret?

Alle. Ja!

Vater. Und wollt ihr wissen, wie man einen solchen Zustand unserer Seele nennt, da sie sich so sehr freuet, oder so sehr sich betrübt, so heftig etwas begehrt, oder so heftig etwas verabscheuet, daß sie an nichts Anderes denkt, nichts Anderes hört und sieht, und daß das

Blut in unsern Adern einen schnellern Lauf gewinnt? — Man nennt ihn Affekt, auf Deutsch, Leidenschaft. Eure Seelen waren also jetzt in Leidenschaft; die eurige, ihr, die ihr ein gutes Loos gezogen hattet, in der Leidenschaft der Freude, und die eurige, ihr, die ihr zu Hause bleiben solltet, in der Leidenschaft der Traurigkeit.

Gottlieb. O, lieber Vater, wollen wir das nicht erst aufschreiben, ehe wir weggehen? Wir möchten es sonst vergessen!

Vater. Kommt, indem wir die Hüte holen, will ich euch auch hierüber ein Bild zeigen; dann wollen wir es aufschreiben.

Seht, hier *) wird ein Hafen vorgestellt, in welchen eben ein Schiff einläuft, das aus Ostindien zurückkömmt. Die Männer der beiden Frauen, die ihr auf dem Lande seht, waren vor zwei Jahren mit diesem Schiffe ausgefahren. Ihre Frauen eilten nun, sobald sie von der Ankunft des Schiffes hörten, nach dem Hafen, um zu sehen, ob ihre lieben Gatten gesund zurückgekommen wären.

Wie groß ist die Freude der Einen, da sie ihren Mann auf dem Vordertheile des Schiffes erblickt! Seht, wie sie die Arme nach ihm ausstreckt, wie sie vor Freude kaum weiß, wo sie ist, und im Taumel ihres Entzückens sich ins Wasser stürzen würde, wenn der Freund, der dabei steht, sie nicht hielte! Ihr Mann ist eben so hocherfreut, seine geliebte Gattin wiederzusehn; mit ausgebreiteten Armen läuft er bis auf den äußersten Rand des Schiffes ihr entgegen, und es fehlt nicht viel, daß er sich nicht hinabstürzt. Beide sind also in höchster Leidenschaft der Freude.

Aber nun richtet eure Augen auf die zweite Frau, die in einer ganz andern Leidenschaft zu seyn scheint.

*) Taf. II. 4.

Das arme Weib! Auch sie hoffte, ihren lieben Mann nach einer so langen Abwesenheit, gesund wieder in ihre Arme zu schließen. Aber welch ein Donnerschlag für sie, da ein Bootsknecht vom Schiffe herab ihr zuruft, daß er in einem Sturme vom Verdecke hinab ins Meer geworfen und ertrunken sei! Wie sie die Hände ringt! Wie ängstlich sie ihre verzweiflungsvollen Blicke gen Himmel richtet, und Gott um Trost und Stärke zur Ertragung ihres unaussprechlichen Kummers zu bitten scheint! Auch sie hört, sieht und denkt nichts, als ihren Verlust; der Freund, der sie zu beruhigen sucht, mag ihr noch so viel Tröstliches vorsagen. Sie ist in höchster Leidenschaft der Traurigkeit.

Gottlieb. O wollen wir das Bild auch aufhängen?

Vater. Ja; aber erst müssen wir auf der Tafel anmerken, was darauf vorgestellt ist. Johannes, sage mir, was ich anschreiben soll.

Johannes. Unsere Seele freuet und betrübt sich zuweilen so sehr, oder sie begehrt und verabscheuet zuweilen etwas so heftig, daß sie nichts Anderes hört und sieht, und das Blut in unsern Adern viel geschwinder herumläuft, als sonst; das nennt man denn einen Affekt oder eine Leidenschaft.

Vater. Und wie viele Arten solcher Leidenschaften haben wir jetzt kennen gelernt?

Johannes. Zwei; die Leidenschaft der Freude, wenn man sich so unmäßig freuet, und die Leidenschaft der Traurigkeit, wenn man sich so unmäßig betrübt.

Nikolas. Gibt es denn wol noch mehr Leidenschaften?

Vater. Das wollen wir morgen sehen; jetzt Stock und Hut her, und dann fort nach Wandsbeck!

Zehntes Gespräch.

Vater. (der einen Brief lieset.) Da ist eine Nachricht, die dich angeht, Nikolas!

Nikolas. Mich?

Vater. Ja, es wird mir geschrieben, daß in vier Wochen dein Bruder Johannes uns vielleicht besuchen werde.

Nikolas. O!

Vater. Was sagst du dazu?

Nikolas. (freudig) Ach, ich freue mich sehr darüber!

Vater. Er ist ja aber noch nicht hier; erst in vier Wochen —

Nikolas. O, das thut nichts!

Vater. Du kannst dich also über etwas Gutes freuen, das noch zukünftig ist?

Nikolas. Ja wol!

Vater. Aber es ist noch nicht ganz gewiß, daß er kommen wird; man schreibt nur: vielleicht. Du freuest dich also über etwas Gutes, das noch künftig ist, und wovon du nicht mit Gewißheit weißt, sondern nur nach Wahrscheinlichkeit vermuthest, daß es kommen werde; nicht, Nikolas?

Nikolas. Ja!

Vater. Nun, so will ich dir sagen, wie man das zu nennen pflegt. Eine solche Freude oder angenehme Empfindung über etwas Gutes, das noch nicht da ist, das man sich aber als wahrscheinlich vorstellt, nennt man Hoffnung, und wenn diese Freude recht groß ist, wie jetzt die deinige, so nennt man sie die Leidenschaft der Hoffnung.

Matthias. Ah! Nun kennen wir schon drei Leidenschaften! die Leidenschaft der Freude, der Betrübniß und der Hoffnung.

Vater. (Der fortfährt, den Brief zu lesen.) Gleich werdet ihr noch eine vierte kennen lernen.

Ich hätte dir, mein lieber Nikolas, diese Hoffnung nicht machen sollen; denn nach dem, was ich auf der andern Seite des Briefes lese, dürfte sie wol schwerlich in Erfüllung gehen.

Nikolas. Wie so?

Vater. Man schreibt mir, daß deines Bruders Gesundheit noch immer nicht recht fest sei, und daß er nur unter der Bedingung kommen würde, wenn er bis dahin recht gesund und stark geworden wäre.

Nikolas. (traurig) O!

Vater. Das war dir wol nicht lieb zu hören?

Nikolas. Nein gar nicht!

Vater. Deine vorige Freude ist also schon wieder dahin?

Nikolas. Ja, die ist dahin!

Vater. Und du thust jetzt gerade das Gegentheil von dem, was du vorher thatest? Erst freutest du dich, und jetzt betrübest du dich!

Nikolas. Ja, ich muß wol!

Vater. Aber warum das, es ist ja doch noch möglich, daß dein Bruder komme!

Nikolas. Ja, es ist aber auch möglich, daß er nicht komme!

Vater. Du betrübtest dich also schon zum voraus über ein Uebel, das noch nicht da ist, das bloß möglich, aber nicht gewiß ist?

Nikolas. Ja!

Vater. Sagte ich es nicht, daß ihr gleich wieder eine Leidenschaft zu sehen bekommen würdet? Da ist sie!

Johannes. J, welche denn?

Vater. Unser Nikolas härmt sich über ein Uebel, das noch nicht da ist, das zwar kommen, aber auch ausbleiben kann; er ist also in der Leidenschaft der Furcht.

Matthias. O in der bin ich auch schon oft gewesen, da ich noch zu Hause war!

Vater. Wie so?

Matthias. Ja, da hatten sie mir immer so viel vorgeschwatzt vom schwarzen Manne und von — o ich weiß selbst nicht mehr wovon! Und wenn ich denn des Abends im Finstern wohin gehen sollte, da graute mir immer, daß ich zitterte und bebte.

Vater. Und da du zu uns kamst?

Matthias. Ja, da wollte ich nicht allein zu Bette gehen, weil mir das dumme Zeug noch im Kopfe steckte; aber da sagte mir ja Vater, daß das lauter Fratzen wären, und da gingen wir des Abends im Finstern im Garten herum und da wurde ich dreister.

Vater. Nun fürchtest du dich doch also nicht mehr?

Matthias. I, wovor denn? Nun weiß ich ja, daß das Alles die alten Weiber erdacht haben, um die kleinen Kinder still zu machen. Da müßte ich wol ein großer Narr seyn, wenn ich mich nun noch davor fürchten wollte!

Vater. Hast recht, Matthias; ich hoffe auch, daß du jetzt viel zu vernünftig bist, als daß du dich noch vor etwas fürchten solltest, das gar nicht ist, also auch gar nicht schaden kann. Aber nun weißt du doch, was das für eine Leidenschaft ist, die wir Furcht nennen.

Matthias. O ja; das ist eine recht garstige! Dabei ist Einem gar nicht wol zu Muthe!

Gottlieb. O ich bin auch schon einmal darin gewesen, da mich der Hund beißen wollte, den ich vorher einmal geneckt hatte!

Vater. Wie war das?

Gottlieb. I, wir gingen nachher einmal wieder vor dem Hause vorbei, und da war gar kein Hund zu sehen. Auf einmal sprang er hinter der Thür hervor, und wollte mir ins Bein beißen.

Vater. Ei, ei! — Nun, wie lief's denn ab?

Gottlieb. Ja, ich fing erschrecklich an zu schreien; da kamen mir die Leute zu Hülfe, und jagten den Hund fort.

Vater. Das war wol noch etwas mehr als Furcht, was du damals fühltest.

Gottlieb. Was war es denn?

Vater. Du warst in der Leidenschaft des Schreckens.

Johannes. Ist denn das noch etwas Anderes, als Furcht?

Vater. Es ist eine recht große Furcht, und zwar vor einem Uebel, das ganz unerwartet kömmt. Der Hund sprang plötzlich hervor, ohne daß Gottlieb es vermuthete. — Daraus hätte noch eine ärgere Leidenschaft werden können!

Johannes. Noch eine ärgere?

Vater. Ja, wenn nämlich der Hund ihn wirklich gepackt und gebissen hätte, dann würde der Schrecken sich in Betäubung verwandelt haben.

Johannes. Wie ist Einem denn dabei zu Muthe?

Vater. So, daß man gar nicht weiß, wie Einem geschieht. Man ist in dem Augenblicke der Betäubung ganz sinnlos, ganz ohne deutliches Bewußtseyn seiner selbst.

Gottlieb. Ah! das hab ich auch schon einmal erfahren! Da ich noch nicht gelernt hatte, aufs Wort gehorsam zu seyn, und in den Graben fiel!

Vater. Ganz recht; da warst du in dem Zustande der Betäubung, weil du glaubtest, daß der Graben so tief wäre, daß du darin ertrinken müßtest. — Wie war dir damals?

Gottlieb. Ich wußte gar nicht wie mir geschah; ich konnte auch nicht einmal schreien.

Vater. Siehst du! — Nun, ich wünsche, daß du in diese schlimme Leidenschaft nie wieder gerathen mögest. Zwar kann man auch wol von Freude betäubt werden.

Johannes. Auch von Freude?

Vater. O ja; wenn sie sehr groß und sehr plötzlich ist. Man hat sogar Beispiele, daß Leute von einer solchen Freude gestorben sind.

Johannes. Oh!

Vater. Eine unerwartete, sehr große Freude wirkt eben so gewaltsam auf unsern Körper, als ein unerwarteter, sehr großer Schrecken. Da fließt alles Blut auf einmal nach dem Herzen, man wird blaß, oft ohnmächtig, oft gar vom Schlage gerührt.

Johannes. Da will ich mich denn wol hüten, daß ich mich niemals zu sehr freue.

Vater. Jede Leidenschaft ist schädlich, sobald sie zu stark wird; wer also recht glücklich zu leben wünscht, der muß sich frühzeitig gewöhnen, seine Leidenschaften zu mäßigen, damit sie nicht gar zu mächtig werden.

Nun, seht hier wieder ein Bild, *) auf dem alle die Gemüthsbewegungen, von welchen wir heute gesprochen haben, ausgedruckt sind. — Der Vater dieser hier abgebildeten Familie liegt an einer schweren Krankheit danieder; er empfindet heftige Schmerzen und fühlt, daß sein Tod herannahe. Und doch scheint er vergnügt zu seyn; scheint sogar zu lächeln, wie Einer, dem etwas Angenehmes wiederfährt, wie mag das kommen?

Diderich. Es ist gewiß ein frommer Mann gewesen; der weiß nun wol, daß er nach dem Tode noch viel

*) Taf. III. 1.

glücklicher werden wird, als er schon hier gewesen ist; und darüber freuet er sich.

Vater. Und darüber vergißt er aller seiner Schmerzen, vergißt sogar, daß er seine Gattin und seine Kinder verlassen muß, und denkt nur an die Freuden, die im Himmel für ihn bereitet sind! Und doch ist das, worüber er sich freuet, noch nicht da, es ist nur zukünftig.

Johannes. Er ist also in dem Zustande der Hoffnung.

Vater. Richtig! — Vor dem Bette sitzt seine bekümmerte Gattin, die ganz etwas Anderes zu empfinden scheint.

Ferdinand. Die ist betrübt.

Vater. Und worüber?

Ferdinand. Daß vielleicht ihr Mann sterben wird.

Vater. Aber er lebt ja noch; und noch ist es möglich, daß es sich plötzlich mit ihm bessere, und er wieder gesund werde. Sie härmt sich also über ein Uebel, das noch nicht da ist, das ihr bloß bevorsteht.

Johannes. Die ist also in der Leidenschaft der Furcht.

Vater. Ganz recht! — Aber nun seht auch, was es auf der andern Seite beim Kamine gibt.

Matthias. Au weh! das kleine Mädchen brennt ja lichterloh!

Vater. Aus Unvorsichtigkeit war sie dem Feuer zu nahe gekommen; die Flamme ergriff ihr Kleid; und sie wird nun, aller Wahrscheinlichkeit nach, lebendig verbrannt werden. — Stellt euch den Schrecken ihres armen kleinen Bruders vor, indem er sich nach ihr umsieht und sie in diesem Zustande erblickt!

Diderich. Der fühlt also Schrecken.

Vater. Und das arme kleine Mädchen selbst — in welcher Leidenschaft mag das wol seyn?

Gottlieb. O das weiß ich! In der der Betäubung.

Vater. Richtig! Seht, wie sinnlos sie da steht, mit offenem Munde, blaß wie der Tod, und unfähig, etwas zu ihrer Rettung vorzunehmen. — Armes Mädchen! Du dauerst mich; noch mehr aber jammern mich deine armen Eltern, die dich vor ihren Augen nun werden müssen verbrennen sehen, weil es zu spät ist, dich zu retten. — Nun, wollen wir nicht wieder anschreiben, was wir jetzt Neues gelernt haben?

Matthias. O, Vater, diesmal möchte ich gern vorsagen!

Vater. Wohl! so sage denn!

Matthias. Wir haben gehört, was die **Hoffnung** sei!

Vater. Und was ist sie denn?

Matthias. **Wenn man sich etwas Gutes vorstellt, das noch künftig, auch nur wahrscheinlich ist, und darüber in eine angenehme Empfindung geräth.**

Vater. Gut! — Ferner haben wir gemerkt?

Matthias. **Die Leidenschaft der Furcht.**

Vater. Und die entsteht?

Matthias. **Wenn man sich etwas Böses vorstellt, das noch künftig und gleichfalls nur wahrscheinlich ist, und sich darüber härmt und ängstiget.**

Vater. Also gerade das Gegentheil von der Hoffnung. — Ferner?

Matthias. **Die Leidenschaft des Schreckens.**

Vater. Und was ist denn die?

Matthias. **Eine recht große Furcht vor einem Uebel, das ganz unversehens kömmt.**

Vater. Richtig! — Und endlich?

Matthias. **Die Leidenschaft der Betäubung, wenn man vor Schrecken ganz sinnlos**

wird, so daß man gar nicht weiß, wie Einem geschieht.

Vater. Nun, das war alles recht gut gesagt; morgen werden wir wol noch mehr Leidenschaften kennen lernen.

Johannes. O warum nicht heute?

Vater. Weil unsere Arbeitsstunde da ist.

Eilftes Gespräch.

Gottlieb. Sollen wir heute nicht wieder etwas lernen von unserer Seele?

Vater. Wenn's euch noch immer Vergnügen macht, so bin ich wol bereit, euch noch mehr davon zu lehren.

Alle. O ja! o ja, lieber Vater!

Vater. Ich habe euch neulich die verschiedenen Naturtriebe erklärt, die der liebe Gott unsern Seelen anerschaffen hat; darunter war nun einer, der darin besteht, daß wir Alle ein gewisses Verlangen in uns spüren, irgend einen Menschen, oder wenigstens irgend ein anderes lebendes Wesen zu haben, in dessen Gesellschaft wir Freude empfinden, und welcher oder welches auch wieder an uns seine Freude haben möge; erinnert ihr euch noch daran?

Alle. O ja, das ist der Trieb der Liebe!

Vater. Wenn wir nun jemand lieben, sehen wir es denn wol gern, daß er von uns entfernt sei?

Johannes. Nein, wir sehen es gern, daß er bei uns ist.

Vater. Wir wünschen also wol, immer näher bei ihm, oder immer näher mit ihm vereiniget zu seyn?

Alle. Ja!

Vater. Zum Beispiel, wenn ich hier mit euch spreche, so will jeder von euch immer gern dicht neben mir stehen oder sitzen, und Einer sucht sich dem Andern immer vorzudrängen; woher mag das wol kommen? — Nicht wahr, weil ihr mich lieb habt?

Alle. Ja!

Vater. Und wenn Einer von euren Brüdern, oder von euren Freunden euch besucht, macht ihr's da nicht wieder eben so? Will da nicht der Eine immer noch näher, als der Andere, um ihn seyn; und sucht nicht immer Einer sich dem Andern vorzudrängen, um die Hand des Freundes zu ergreifen, um an seiner Seite zu gehn oder zu sitzen, um mit ihm zu reden, oder ihn zu umarmen?

Alle. Ja!

Vater. Habe ich also wol nicht Recht, wenn ich sagte: daß derjenige, der einen Andern liebt, ein Verlangen empfindet, immer näher mit ihm vereiniget oder verbunden zu seyn?

Alle. Ja!

Vater. Und sollte dies Verlangen wol zuweilen so stark in uns werden, daß es eine Leidenschaft genannt zu werden verdiente?

Wenn, z. B., jetzt gleich jemand hereinträte und sagte: eure lieben Eltern wären da! und ich wollte dann doch noch fortfahren mit euch zu reden; würdet ihr wol noch eben so aufmerksam, als jetzt, auf das, was ich sagte, hören?

Diderich. Nein, gewiß nicht!

Vater. Und warum nicht?

Diderich. Wir würden Alle gern hinunter laufen und bei unsern Eltern seyn wollen.

Vater. Ihr würdet also in Leidenschaft gerathen; und in welche?

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Johannes. In die der Liebe.

Vater. Wenn uns nun jemand fragte, was das sei, die Leidenschaft der Liebe? was wollten wir ihm antworten?

Johannes. Wir wollten antworten: es wäre ein heftiges Verlangen, immer näher mit jemand vereiniget zu werden.

Vater. Gut gesagt! — Aber noch eins! Wenn wir jemand lieben, ist es uns dann wol gleich viel, ob es ihm gut oder schlimm geht, ob er gesund oder krank, vergnügt oder mißvergnügt ist?

Nikolas. Nein, das ist uns nicht gleich viel.

Vater. Was wünschen wir denn?

Nikolas. Daß es ihm recht wohl gehe.

Vater. Also ist ja die Liebe noch mehr, als ein Verlangen mit jemand näher vereinigt zu werden; und was ist sie noch mehr?

Johannes. Sie ist auch ein Verlangen, daß es demjenigen, den wir lieben, recht wohl gehen möge.

Vater. Wenn wir nun jemand so recht herzlich lieben, und gern immer um ihn seyn möchten; und er muß dann von uns weg, oder wir von ihm: wie ist uns da zu Muthe?

Ferdinand. Nicht gut!

Vater. Da ihr z. B., zum erstenmal eure lieben Eltern und eure Geschwister verlassen mußtet, um hieher zu kommen, wie war euch da?

Gottlieb. Da waren wir sehr betrübt.

Vater. Worüber denn?

Gottlieb. I darüber, daß unsere Eltern und unsere Geschwister nicht mehr bei uns seyn sollten.

Vater. Also über ihre Abwesenheit?

Gottlieb. Ja!

Vater. Und diese Betrübniß war doch auch wol stark genug, um eine Leidenschaft genannt zu werden?

Nikolas. O gewiß! Ich weinte ja den ganzen Abend.

Vater. Und sie war mit einem großen Verlangen nach euren Eltern und nach euren Geschwister verbunden; nicht?

Nikolas. Ja wol!

Vater. Nun will ich euch sagen, wie man diese Leidenschaft, die im Grunde auch Liebe ist, zu nennen pflegt; mann nennt sie die Leidenschaft der Sehnsucht.

Johannes. Die besteht also darin, daß man über die Abwesenheit eines Andern betrübt ist, und ein starkes Verlangen nach ihm hat?

Vater. Richtig! — Seht, hier habe ich abermals ein Bild, *) wobei ihr euch der beiden Leidenschaften, von welchen wir jetzt gesprochen haben, wieder erinnern könnt. — Diese Frau hier zur Rechten ist die Mutter eines Jünglings, der neulich auf der Reise nach England Schiffbruch litt. Die Nachricht von diesem Unglücke hat sich bis hierher verbreitet; aber ob der junge Mensch ertrunken oder gerettet sei? davon hat man nichts Gewisses erfahren können. In welchem Zustande nun die arme Mutter sei, könnt ihr denken. „O mein Sohn, mein Sohn, mein Sohn! ruft sie einmal über das andere aus. Warum mußte ich dich doch aus meinen Armen lassen? Könnt' ich doch nur einmal, nur einmal dich an mein Herz drücken!" So ruft sie ohne Unterlaß aus; weint, ringt die Hände, und will sich gar nicht trösten lassen.

Gottlieb. Ob der Sohn denn wirklich mag ertrunken seyn?

Vater. Siehe hier die Antwort auf unserm Bilde! — Die Schwester des jungen Menschen, die auch schon viele Tage hindurch über ihn geweint und gejammert

*) Taf. III. 2.

hatte, wollte jetzt eben in den Garten gehen, vermuthlich um an irgend einem einsamen Orte sich recht auszuweinen und zu beten, als sie plötzlich beim Eintritt in den Garten — wen meint ihr? — ihren geliebten Bruder selbst erblickt. Seht, wie sie sich einander in die Arme stürzen! Wie sie sich umklammern, als wollten sie mit Liebkosungen einander ersticken! Nicht wahr, das ist ein rührendes Schauspiel? Ich wollte, wir wären alle dabei gewesen.

Nikolas. Wo war er denn auf einmal hergekommen?

Vater. Sein Schiff war, wie gesagt, gescheitert, und zwar unweit der holländischen Küste. Er selbst hatte sich an eine Planke geklammert, und war glücklich an's Land getrieben worden. Er vermuthete, daß das Gerücht von diesem Unfalle bald zu seiner Mutter und zu seiner Schwester kommen würde, und eilte daher, so sehr er nur immer konnte, zu ihnen zurück, um sie zu überzeugen, daß er noch lebe. Jetzt eben war er hinter dem Garten abgestiegen, um sich die Freude zu machen, seine liebe Mutter und Schwester durch seine plötzliche Erscheinung zu überraschen. Nun sagt mir doch, in welcher Leidenschaft mögen diese beiden, Bruder und Schwester, jetzt wol seyn?

Diderich. In der der Liebe und der Freude!

Vater. Wir wollen uns vornehmlich der ersten dabei erinnern, weil wir für die zweite schon ein anderes Bild aufgehängt haben. — Aber in welcher Leidenschaft ist hier wol die Mutter vorgestellt worden, die von der Ankunft ihres Sohnes noch nichts zu wissen scheint?

Nikolas. In der der Sehnsucht. — Aber was bedeuten denn die andern beiden Figuren, die da auf dem Bilde noch zu sehen sind?

Vater. Das will ich dir sagen, Nikolas. Diese da zur Rechten ist eine Freundin der betrübten Mutter.

Sie ist gekommen, sie zu trösten; aber indem sie dieselbe so heftig leiden sieht, wird sie gleichfalls so sehr betrübt, daß sie wol selbst Trost von Andern bedürfte.

Nikolas. Worüber denn?

Vater. Ueber das Unglück ihrer Freundinn, der sie zu helfen wünscht, und der sie doch nicht helfen kann.

Johannes. Die ist also wol auch in einer Leidenschaft?

Vater. Allerdings! und zwar in einer sehr edlen.

Johannes. Wie heißt denn die?

Vater. Mitleid! Dieses besteht darin, daß man über das Unglück eines Andern betrübt ist.

Johannes. Ah, das ist also schon die neunte Art von Leidenschaft, die wir kennen gelernt haben! Aber was bedeutet denn der Mann da in dem Garten?

Vater. Das ist der Gärtner, der gleichfalls in einer Art von Leidenschaft ist, aber wiederum in einer ganz andern, als die übrigen. Dieser hatte auch gehört, daß der Sohn des Hauses verunglückt sei, und er glaubte daher nicht, daß er ihn jemals wieder sehen würde. Auf einmal erblickt er ihn nun da in seinem Garten, und ist darüber ganz außer sich vor Verwunderung.

Diderich. Wie heißt denn die Leidenschaft, worin dieser ist?

Johannes. I, das kann man ja wol von selbst sehen! Bewunderung; nicht wahr Vater?

Vater. Getroffen, Johannes; und vermuthlich brauche ich dir nun auch wol nicht erst zu sagen, was das für eine sei?

Johannes. O das ist leicht zu begreifen! Wenn man sich verwundert über etwas, das man gar nicht erwartet hat.

Vater. Also Freude über etwas Neues, Unerwartetes, Seltenes oder Außerordentliches; nicht?

Johannes. Ja! — Mehr ist doch wol auf diesem Bilde nicht zu lernen; soll ich nun vorsagen?

Nikolas. O, ich habe so lange nichts gesagt!

Vater. Wer von euch sich auf ein passendes Beispiel aus der Geschichte erinnert, der soll mir diejenige Leidenschaft vorsagen, wovon er das Beispiel erzählen wird.

Johannes. O das ist schön! Ich habe schon eins.

Vater. Von welcher Leidenschaft?

Johannes. Von der Liebe.

Vater. Nun, so erzähle uns erst.

Johannes. In Syrakus regierte einmal ein Wüthrig, mit Namen Dionysius. Zu eben der Zeit lebten daselbst zwei Freunde, wovon der eine Damon, der andere Pithias hieß. Nun wollte einmal der Wüthrig den Damon umbringen lassen, und hatte ihn schon ins Gefängniß gesetzt; aber Damon bat ihn, er möchte ihm doch erst erlauben, nach seinem Vaterlande zu reisen, um von seinen Freunden und Verwandten Abschied zu nehmen. Ja, sagte der Tirann, das will ich wol thun; aber es muß sich jemand finden, der so lange für dich im Gefängnisse bleiben, und für dich sterben will, wenn du zu der bestimmten Zeit nicht wieder zurückkömmst. Da war nun gleich sein Freund Pithias bei der Hand, ließ sich freudig für ihn einsperren, und Damon reisete ab. Der bestimmte Tag, an welchem er wieder zurückkommen und hingerichtet werden sollte, brach an; noch war kein Damon zu sehen und zu hören. Da befahl der Tirann, daß man den Pithias zum Richtplatz führen sollte. Dieser freuete sich, daß er für seinen lieben Damon sterben sollte, und ging ruhig hin. Auf einmal hörte man gewaltig schreien, und sah einen Mann sich mitten durch das Volk nach dem Richtplatze durcharbeiten. Dieser war Damon selbst. Er fiel seinem Pithias um den Hals, und entschuldigte sich, daß es ihm

unmöglich gewesen wäre, eher wieder zurückzukommen; aber Pithias wurde darüber traurig, weil er wünschte, daß er hätte mögen ausgeblieben seyn. Da bewunderte der Wüthrig die edle Freundschaft dieser Männer, schenkte beiden das Leben, und bat sich nur dieses von ihnen aus, daß sie ihn in ihr Freundschaftsbündniß mit einschließen möchten.

Vater. Das ist ja ein doppeltes Beispiel! erstens von der Leidenschaft der Liebe, und dann von der —

Nikolas. Der Verwunderung.

Vater. Richtig! Denn in dem Zustande der Verwunderung war der Wüthrig, und vermuthlich jeder, der zugegen war.

Diderich. Die Zuschauer waren wol auch vorher, ehe Damon zurückkam, in der Leidenschaft des Mitleids gewesen, wegen des armen Pithias, der unschuldiger Weise sterben sollte?

Vater. Unstreitig waren sie das; also brauchen wir auch davon kein ander Beispiel anzuführen.

Nikolas. O soll ich nun erst ein Beispiel von Sehnsucht erzählen.

Vater. Nur zu, wir wollen hören.

Nikolas. Als der Artemisia, die eine Königinn in Karien war, ihr Mann Mausolus gestorben war, da war sie ganz untröstlich über seinen Tod. Sie baute ihm ein prächtiges Denkmal, welches Mausoleum genannt wurde; und da sie den Leib ihres Mannes hatte verbrennen lassen, so schüttete sie alle Tage ein wenig von der Asche desselben in ihr Getränk, nnd trank es hinunter.

Vater. Gut! Die war also gewiß in der Leidenschaft der Sehnsucht. — Nun, Johannes sagt mir also die Leidenschaft der Liebe und der Bewunderung, Diderich die des Mitleids, und du, Nikolas, die der Sehnsucht vor; aber jeder in der Ordnung, wie wir sie heute haben kennen gelernt.

Johannes. Ich fange also an! Die Leidenschaft der Liebe besteht in einem Verlangen, immer näher mit jemand vereiniget zu werden, und zugleich in einem Verlangen, daß es dem, den man liebt, immer recht wohl gehen möge.

Nikolas. Nun komme ich — Die Leidenschaft der Sehnsucht besteht in einer Traurigkeit über die Abwesenheit eines Andern, und in einem heftigen Verlangen nach ihm.

Diderich. Nun ich! Die Leidenschaft des Mitleids ist Traurigkeit über das Unglück eines Andern.

Johannes. Und nun ich wieder! Die Leidenschaft der Bewunderung ist Freude über etwas Neues, Unerwartetes, Seltenes oder Außerordentliches.

Vater. Das ging ja rasch! Ich habe kaum so geschwind schreiben können. — Jetzt folgt mir in den Garten.

Zwölftes Gespräch.

Ferdinand. Vater sieht ja heute so traurig aus.

Vater. Auch bin ich es wirklich.

Ferdinand. Warum denn?

Vater. Weil ich euch heute etwas Trauriges zu sagen habe.

Alle. Etwas Trauriges?

Vater. Ja, etwas sehr Trauriges.

Ferdinand. I, was denn?

Vater. Kann man umhin, traurig zu seyn, wenn man von seinen Brüdern etwas Böses sagen muß?

Matthias. Hat Vater denn noch Brüder?

Vater. Ich habe ihrer wie Sand am Meere.

Alle. Ah!

Vater. Stammen nicht alle Menschen von Einem Vater her? Haben nicht alle einen und denselben Gott zum Schöpfer und Erhalter? Sind also nicht alle Menschen wirklich leibliche Brüder, und müssen wir also nicht traurig seyn, wenn wir einige von ihnen auf Irrwegen sehen, die zum Verderben führen?

Johannes. Was ist denn vorgefallen?

Vater. Etwas Neues nun wol eben nicht; aber desto schlimmer, daß das Unglück, wovon ich heute noch zu euch reden muß, schon so alt ist, als die Welt, und daß man ihm noch immer nicht ganz abgeholfen hat.

Johannes. Nun, was ist es denn?

Vater. Bereitet euch, etwas sehr Bejammernswürdiges zu hören. — Einige unserer Brüder, liebe Kinder, sind krank, sehr krank. —

Diderich. O das ist ja ein so großes Unglück eben nicht! Sie werden wol wieder besser werden, oder sterben.

Vater. Von der Krankheit, die ich meyne, geneset man nicht so leicht; selbst der Tod kann sie nicht endigen. Ist man nicht schon vor seinem Tode davon genesen: so — zittert, Kinder! — so nimmt man sie mit ins ewige Leben!

Nikolas. Das muß ja eine schreckliche Krankheit seyn!

Vater. Das ist sie; und um euch nicht länger in Ungewißheit zu lassen, so wisset, Kinder, daß ich nicht von Krankheiten des Leibes, sondern von etwas viel schlimmern, von Krankheiten unserer unsterblichen Seele rede.

Gottlieb. Kann denn die Seele auch wol krank werden?

Vater. Leider kann sie das, und leider ist manche Seele wirklich recht gefährlich krank? Gebt Acht, ich will versuchen, ob ich euch das verständlich machen kann. Sagt mir zuerst, wann ist unser Leib wol recht gesund?

Diderich. Wenn uns nichts weh thut, und wenn wir alle unsere Geschäfte gut verrichten können.

Vater. Und wann sagen wir, daß unser Leib krank sei?

Diderich. Wenn wir Schmerzen fühlen, und unsere Geschäfte nicht gut verrichten können.

Vater. Wenn es nun der Seele eines Menschen eben so geht, wenn sie Schmerz oder Mißvergnügen empfindet, und wenn sie in diesem Zustande gar nicht im Stande ist, etwas Gutes zu denken und zu thun: was muß sie dann wol seyn, gesund oder krank?

Alle. Krank!

Vater. Nun, solcher Seelenkrankheiten will ich euch heute einige beschreiben, damit ihr euch davor in Acht nehmen möget. — Erstens gibt es eine, und zwar eine sehr häßliche, die man den Haß, oder die Leidenschaft des Hasses nennt.

Johannes. Fi!

Vater. Ja wol, fi! Denn Schande für die Menschheit, daß es jemals menschliche Seelen gab, die mit dieser häßlichen Krankheit behaftet waren. Wißt ihr, worin sie besteht?

Alle. Nein!

Vater. Gebe Gott, daß ihr sie aus eurer eigenen Erfahrung nie möget kennen lernen! Stellt euch vor, sie besteht darin, daß man demjenigen, den man hasset, alles Böse gönnt, und sich freuet, wenn ihm etwas Böses widerfährt!

Alle. Fi! das ist ja abscheulich.

Vater. Wie ich euch vorhersagte. — Was meint ihr nun wol, kann eine Seele, die so gegen irgend einen Menschen gesinnt ist, wol mit sich selbst zufrieden seyn?

Johannes. Nein, gewiß nicht!

Vater. Oder kann sie sich wol einbilden, daß Gott, der gütige, liebevolle Vater, mit ihr zufrieden sei?

Johannes. Nein, gewiß nicht!

Vater. Kann also eine solche Seele wol einer wahren und dauerhaften Glückseligkeit genießen?

Diderich. Nein!

Johannes. Wer glücklich ist, der muß ja nothwendig mit sich selbst zufrieden seyn, und er muß wissen, daß der liebe Gott auch mit ihm zufrieden ist.

Vater. Richtig! Also kann der, der einen Andern hasset, unmöglich glücklich seyn. Unzufrieden über den, den er hasset, unzufrieden mit sich selbst, brütet seine Seele nur lauter schwarze, abscheuliche Gedanken aus, die ihn selbst am meisten quälen und ihn hindern, etwas Gutes zu denken, zu reden oder zu thun. Verdient eine solche Seele nun wol nicht, daß wir sie krank nennen?

Alle. Ja, gewiß!

Vater. So wie nun aber derjenige, dessen Leib krank ist, gemeiniglich mehr als Eine Art von Krankheit zu gleicher Zeit empfindet — z. B. Kopfweh, Leibschmerzen, Stiche in der Brust, Krämpfe im Magen u. s. w. — so pflegt auch diese Seelenkrankheit selten allein zu kommen, sondern vielmehr andere, eben so abscheuliche Krankheiten mit sich zu führen. Eine davon — deren bösen Namen ich ohne Abscheu nicht aussprechen kann — wird der Neid, oder die Leidenschaft des Neides genannt.

Gottlieb. Ah! das ist die Krankheit, die Josephs Brüder hatten!

Vater. Ganz recht; sie waren mißvergnügt oder traurig darüber, daß es ihrem Bruder wohl ging, daß

der Vater Jakob ihn so vorzüglich liebte und ihm einen bunten Rock machen ließ. Und darin besteht eben der Neid. Sie waren aber auch zugleich in der Leidenschaft des Hasses; denn sie gönnten ihrem armen unschuldigen Bruder alles Unglück, und würden sich gefreuet haben, wenn's ihm recht schlimm gegangen wäre.

Johannes. Hatten die denn noch nichts von Gott gehört?

Vater. Du hast wol Recht so zu fragen; denn wirklich ist es ja unbegreiflich, wie derjenige, der den lieben Gott auch nur erst ein wenig hat kennen gelernt, so abscheulich gesinnt seyn könne! Und doch war das hier der Fall. Denn Jakob, der selbst ein frommer Mann war, wird vermuthlich nicht unterlassen haben, seine Kinder frühzeitig mit dem lieben Gotte bekannt zu machen; aber ohne Zweifel hatten sie auf diesen Unterricht nicht recht geachtet, hatten nicht oft genug darüber nachgedacht, hatten ihn in den Wind geschlagen. Ein warnendes Beispiel, was aus Kindern werden könne, wenn sie erst anfangen, sich dem Leichtsinne zu ergeben, und bei dem Unterrichte und den Ermahnungen ihrer Eltern oder Lehrer flatterhaft zu seyn! O präget dieses schreckliche Beispiel tief in eure Seelen ein, und zittert vor der Wahrheit: daß auch guter, frommer Eltern Kinder gottlos werden können, wenn sie gegen die Ermahnungen verständiger Leute nicht in allen Stücken folgsam sind!

Nikolas. Gibt es denn noch mehr solche häßliche Krankheiten?

Vater. Leider! — Es gibt noch eine andere, und zwar auch eine recht fürchterliche, die man den Zorn nennt.

Nikolas. (schaudernd) Hu!

Vater. Dich schaudert? Mich auch. Denkt nur, was das wieder für eine abscheuliche Leidenschaft ist! Sie besteht in einer heftigen Begierde, einem Andern,

von dem man glaubt, daß er uns beleidiget habe, etwas Leides zuzufügen.

Johannes. O von der Krankheit haben wir auch schon gehört in der Geschichte!

Vater. Bei welcher Gelegenheit?

Johannes. Da Alexander auf seinen Freund Klitus zornig wurde, und ihn todt stach.

Gottlieb. Ja, und auch schon vorher, da Kain seinen Bruder Abel todt schlug.

Vater. Gut, daß ihr euch daran erinnert; nun brauche ich euch nicht erst zu sagen, was das für eine wüthende Krankheit sei, und zu welchen schrecklichen Dingen sie die Menschen verleiten könne. Ein Zorniger ist ein Rasender; ist sich seiner gar nicht recht bewußt, und handelt daher, wie ein tolles Thier. Man sollte ihn eben so, wie die Wahnsinnigen einsperren, um zu verhüten, daß er keinen Schaden anrichte.

Gottlieb. Geschieht denn das nicht?

Vater. Zuweilen wol; aber da der Zorn eine plötzlich aufsteigende Wuth ist, die man nicht vorhersehen kann: so ist der Schade gemeiniglich schon geschehen, ehe die Obrigkeit etwas davon erfährt; und dann bleibt ihr nichts mehr übrig, als den Zornigen zum abschreckenden Beispiele für Andere zu strafen.

Ferdinand. Aber die armen Leute können ja wol nicht dafür, daß ihre Seele so krank ist?

Vater. Wenn das wäre, so würde es ungerecht seyn, sie zu bestrafen; aber leider! können sie nur zu sehr dafür. Soll ich euch erzählen, wie sich diese Krankheit anfängt?

Einige. O ja! damit wir uns davor hüten können!

Vater. Gemeiniglich wird der Grund dazu schon in der frühesten Kindheit gelegt. Da gibt es einfältige Leute, die den kleinen Kindern immer ihren Willen lassen. Wollen sie etwas haben, gleich geben sie es ihnen; wollen

sie etwas nicht gern haben, oder nicht gern thun, gleich unterbleibt es. Dadurch verwöhnt, fangen denn die Kinder zuerst an, eigensinnig zu werden, das heißt, sie verlangen, daß immer das geschehe, was sie wünschen, und daß dasjenige nicht geschehe, was ihnen zuwider ist. Nun sind sie schon unerträgliche kleine Geschöpfe. Bald ist ihnen dies, bald jenes nicht recht; bald hat ihnen Der, bald Jener etwas nicht nach ihrem Kopfe gemacht. Da gibt es denn ein ewiges Zanken, ein ewiges Schreien und Weinen. Wird nun der Knabe oder das Mädchen etwas größer, und fühlen sie schon einige Kräfte: so fangen sie nach und nach an, alle andere Kinder durch Gewalt zwingen zu wollen, dasjenige zu thun, was ihnen gefällt, und dasjenige zu unterlassen, was ihnen nicht gefällt. Dann gehen sie wol gar so weit, diejenigen, auf die sie böse werden, zu schimpfen, zu stoßen, zu schlagen, oder nach ihnen zu werfen. Ihr könnt denken, daß das ein abscheuliches Schauspiel für jeden vernünftigen Menschen seyn müsse, der dabei zugegen ist; und daß diese nicht unterlassen werden, einem solchen wüthenden Kinde Ermahnungen zu geben. Wollte es nun diesen Ermahnungen folgen; wollte es nur sich ein wenig Gewalt anthun, und dabei oft Gott um seinen allesvermögenden Beistand zur Besserung recht herzlich bitten: so würde es ihm dann noch leicht seyn, sich von diesem häßlichen Fehler zu bessern. Denn, wie ihr schon wißt, so lange die Seele noch jung ist, kann sie jede Tugend annehmen, und jedes Laster sich wieder abgewöhnen. Aber wehe dem, der damit zaudert! Denn je älter wir werden, desto schwerer fällt es uns, dasjenige wieder abzulegen, was uns schon zur Gewohnheit geworden ist. So geht es nun einigen solcher Kinder. Sie versäumen die rechte Zeit zur Besserung, und bessern sich daher nie. Ihr Zorn wird immer stärker und unwiderstehlicher; bis sie endlich gar so weit kommen, als Kain und Alexander, die Freund und

Bruder tödten konnten. — O Kinder! Kinder! Gott der Allmächtige bewahre doch ja eure jungen Seelen, daß sie sich nie dem Zorne über einen ihrer Brüder öffnen! — Seht hier ein paar abschreckende Beispiele solcher Unglücklichen in diesem Bilde, *) welches wir zu unserer täglichen Warnung aufhängen wollen!

Hier ist erstens vorgestellt, ein fleißiger, artiger und liebenswürdiger Knabe, der sein größtes Vergnügen darin findet, alle Tage klüger, verständiger und besser zu werden. Er ist aufmerksam in den Lehrstunden, freundlich und gefällig gegen seine Gespielen, hält auf Ordnung und Reinlichkeit in allen Sachen, und ist gehorsam seinen Eltern und Lehrern in allen Dingen. Was Wunder, daß er von Allen geliebt wird? Der zweite, der da neben ihm steht, ist gerade das Gegentheil von ihm, träge, unachtsam, unfreundlich, unordentlich und unfolgsam; was Wunder, daß ihn Keiner leiden mag? Gleichwol möchte er es gern eben so gut haben, als jener; und weil ihm das nun nicht gelingt, so fängt er an, diesen seinen liebenswürdigen Mitschüler zu hassen, als wenn er die Ursache seines Unglücks wäre. Aber er hasset ihn nicht allein, sondern ist auch neidisch über ihn, das heißt, er betrübt sich über jedes Gute, welches jener an sich hat, oder thut. Seht, wie Haß und Neid ihm auf dem Gesichte zu lesen sind, indem er da steht, und sich ärgert, daß der gute Knabe wieder so fleißig ist, und daß er deswegen wieder Liebkosungen von dem Lehrer erhalten wird. Pfui, ein häßliches Bild! Wir wollen unsere Augen nur geschwind davon abkehren.

Matthias. O das ist auch wol nicht wahr, daß es einen so abscheulichen Knaben gibt; das hat der Kupferstecher wol nur erdacht?

Vater. Ich möchte es selbst glauben, Gottlieb;

*) Tafel III. 8.

wenigstens hoffe ich, daß es solche Ungeheuer nur selten gegeben hat. — Nun laßt uns doch auch die zweite Hälfte unsers Bildes ansehen.

Gottlieb. Fi! da ist ja wieder eben so was Garstiges zu sehen!

Vater. Wollte der Himmel, auch dies wäre nur eine Erdichtung! — Seht da einen wüthenden Knaben, den der Zorn wahnsinnig gemacht hat! Er glaubt von dem andern Knaben, ich weiß nicht, wodurch? beleidigt zu seyn. Deswegen brennt er vor Begierde, ihm Leides zuzufügen; er ergreift einen Stein, und ohne zu bedenken, daß er den andern damit tödten oder wenigstens um die Gesundheit bringen könne, wirft er damit nach ihm. — Unglücklicher junger Mensch, wie wird es dir gehen, wenn du nicht bald anfängst, die gefährliche Krankheit deiner Seele kennen zu lernen, und ihr abzuhelfen! Du wirst ein Wüthrig werden, den weder Gott noch Menschen leiden können, den Gott und Menschen strafen müssen, um dich durch schmerzhafte Leiden zur Erkenntniß deiner bösen Gemüthsart und zur Besserung zu bewegen. — Weg mit dem scheußlichen Anblicke!

Johannes. Wollen wir diese häßlichen Leidenschaften auch aufschreiben?

Vater. Ja, Johannes! wir wollen sie aufschreiben, um uns täglich mit Abscheu zu erinnern, daß es solche gefährliche Seelenkrankheiten gibt, vor welchen wir uns hüten müssen. Sage mir vor!

Johannes. Die Leidenschaft des Hasses besteht darin, daß man einem Andern Böses gönnt, und sich freuet, wenn ihm Böses widerfährt.

Vater. Ich hab's.

Johannes. Die Leidenschaft des Neides besteht darin, daß man sich betrübt über das Gute, welches einem Andern widerfährt.

Vater. Und endlich?

Johannes. Die Leidenschaft des Zorns, welche eine Begierde ist, einem Andern, von dem man beleidigt zu seyn glaubt, etwas zu Leide zu thun.

Vater. Und nun kein Wort mehr davon! — Kommt, wir wollen ausgehen, um in Gesellschaft guter Leute zu vergessen, daß es jemals Menschen gab, welche durch schwarze Leidenschaften sich dieses schönen Namens unwerth machen!

Dreizehentes Gespräch.

Ferdinand. Werden wir heute noch mehr von den häßlichen Seelenkrankheiten hören?

Vater. Leider sind es die noch nicht alle, die ihr gestern kennen gelernt habt!

Johannes. Ich wollte, daß das Kapitel erst vorbei wäre!

Vater. Ich auch, Johannes! — Soll ich die andern etwa übergehen?

Johannes. O nein! Wir müssen sie ja doch kennen, um uns davor in Acht zu nehmen.

Vater. Nun, wohl! Ich will es so kurz, als möglich zu machen suchen. — Hier habe ich wieder ein Bild; *) seht es an, und dann möget ihr selbst errathen, an welcher Leidenschaft die Seele des Mannes, der hier vorgestellt ist, krank lieget.

Matthias. Der gräbt ja ein Loch in die Erde!

*) Taf. III. 4.

Gottlieb. Da hat er ja auch einen Kasten neben sich stehen; was mag er denn darin haben?

Vater. In dem Kasten hat er Geld; und das will er hier in die Erde graben.

Gottlieb. In die Erde? J, warum denn das?

Vater. Weil er keine Lust hat, es zu etwas Gutem anzuwenden, und weil er ohne Ursache besorgt ist, daß es ihm möchte genommen werden.

Johannes. Ah! das weiß ich schon, was der für eine Leidenschaft hat.

Vater. Und was denn für eine?

Johannes. Die Leidenschaft des Geizes.

Gottlieb. Fi! ein Geizhals!

Vater. Ja, Kinder; es ist ein Geiziger, den ihr da seht. — Aber woran erkanntest du ihn denn, Johannes?

Johannes. J, daran, daß er das Geld so lieb hat!

Vater. Er hat also eine Begierde, Reichthümer zu erwerben. — Ist denn das nicht recht, wenn man etwas zu erwerben, und das, was man erworben hat, hübsch zu Rathe zu halten sucht? Ich meyne, das thäten die Sparsamen auch; und die Sparsamkeit ist doch gewiß nichts Böses.

Johannes. Ja, aber — man muß doch nicht gar zu gierig nach dem Gelde seyn.

Vater. Du meynst also, der Unterschied zwischen dem Geizigen und dem Sparsamen bestehe bloß darin, daß jener eine gar zu große, dieser eine mäßige Begierde habe, sich etwas zu erwerben?

Johannes. Ja!

Vater. Du hast nicht Unrecht; aber ich glaube doch, es gibt noch einen andern Unterschied zwischen beiden, der noch sichtbarer ist, als dieser. — Wozu wünscht sich denn wol der Geizige das Geld? Etwa dazu, um es zu seinem und anderer Menschen Besten anzuwenden?

Johannes. Der da gewiß nicht! Er gräbt's ja in die Erde.

Vater. Also bloß dazu, um es zu haben, um es zu verwahren, ohne irgend einen guten Gebrauch davon zu machen. — Wozu bemüht sich aber der Sparsame etwas zu erwerben?

Diderich. Um es zu gebrauchen.

Vater. Und wozu?

Diderich. Zu seinem und Anderer Besten.

Vater. Richtig! Seht da ein Beispiel an der Frau des Geizigen! Diese ist auch bemüht, durch Arbeit und Sparsamkeit etwas zu erwerben. Aber wozu? Etwa, um es auch zu vergraben? Nein! Seht da auf unserm Bilde den Gebrauch, den sie von ihrem Ueberflusse zu machen sucht; sie hilft damit den Armen.

Gottlieb. Das ist noch eine gute Frau!

Johannes. Schade, daß sie so einen Geizhals zum Manne hat!

Vater. Könnt ihr mir nun sagen, was der Geiz eigentlich sei? Ich will es gleich aufschreiben; Johannes!

Johannes. Der Geiz ist eine Begierde nach Reichthümern, nicht um sie gut anzuwenden, sondern bloß um sie zu verwahren.

Vater. Gut! — Hier ist ein anderes Bild; *) seht her, was darauf vorgestellt wird!

Ferdinand. Ah! ein geputzter Herr, der einem Armen etwas gibt!

Matthias. Warum steht er denn so steif, und sieht sich so um?

Gottlieb. Und warum mag er wol die Hand so hoch halten?

Vater. Alles aus einer einzigen Ursache, die ihr wol schwerlich errathen werdet?

---

*) Taf. IV. 1.

Gottlieb. Ja! wer kann das wissen?

Vater. Nun, ich will's sagen: die Seele dieses Mannes ist gleichfalls krank, liebe Kinder!

Johannes. Woran denn?

Vater. Auch an einer schlimmen Leidenschaft, die den Menschen, der damit behaftet ist, sehr elend macht. Man nennt sie den Ehrgeiz, oder die Ruhmsucht.

Johannes. Ha! ha! nun weiß ich schon, warum er die Hand so hält, und warum er sich so umsieht!

Vater. Nun?

Johannes. Er will, daß die Leute sehen sollen, wie viel Geld er dem armen Manne gibt; und deswegen sieht er sich um, ob auch wol jemand da ist, der es bemerkt.

Vater. Getroffen! Seht ihr nun wol, worin die Krankheit dieses Mannes besteht? Er thut Alles, was er vornimmt, nicht etwa deswegen, weil es gut, weil es Pflicht ist, weil es Gott gefällt, sondern bloß und allein deswegen, um dafür gelobt zu werden.

Gottlieb. Das ist ja dumm! Was hat er denn davon, wenn ihn die Leute loben?

Vater. Hast Recht, Gottlieb; das Lob und der Tadel der Menschen machen uns nicht um ein Haar breit besser oder schlimmer, als wir vorher waren; also sollte man darum eigentlich gar nichts thun. Durch Rechtthun und durch Geschicklichkeiten sich die Liebe seiner Nebenmenschen zu erwerben, ja, das ist eine andere Sache; das kann uns wirklich glücklicher machen. Denn wenn uns viele Menschen lieben, so suchen auch viele Menschen uns Freude zu machen, und unsere Wohlfahrt auf alle Weise zu befördern. Da haben wir es also wirklich gut. Aber das bloße Lob und der Tadel verfliegen in die Luft, wie die Worte, wodurch sie ausgedruckt wurden. Ist es also nicht thöricht, um so einer Seifenblase willen etwas zu thun?

Gottlieb. Ja, das ist wahr!

Vater. Ueberdas hört ja auch das Gute auf, etwas Gutes zu seyn, wenn man es blos deswegen thut, um sich groß damit zu machen vor den Leuten, um sich dafür loben zu lassen. — Oder kann man wol sagen, der Mann da auf unserm Bilde habe den Armen aus Mitleid, oder um Gottes willen etwas gegeben?

Johannes. Nein; er thuts ja bloß, um sich sehen zu lassen!

Vater. Also ist das, was er thut, keine tugendhafte Handlung zu nennen?

Johannes. Nein!

Vater. Hiezu kömmt noch dies, daß der Ehrgeiz die armen Leute, die davon angesteckt sind, unaussprechlich elend macht. Denn da sie ihre ganze Glückseligkeit darin setzen, von andern gelobt zu werden, so widerfährt ihnen alle Augenblicke etwas, worüber sie mißvergnügt werden. Bald haben die Leute gar nicht bemerkt, daß sie etwas Lobenswürdiges thaten, und schweigen also ganz still davon; bald geben sie ihnen nicht Lob genug, und bald finden sich gar Einige, die ihr Betragen tadeln. Da ist denn ein solcher ehrgeiziger Mensch immer unzufrieden mit den Menschen, mit seinem Schicksale, und mit sich selbst, und wenn er übrigens auch noch so viele Ursache hätte, recht vergnügt und glücklich zu seyn. — Sind das also nicht auch recht beklagenswürdige Leute, die sich vom Ehrgeize leiten lassen?

Alle. Ja, gewiß!

Vater. Ich habe euch versprochen, mich bei diesen Seelenkrankheiten nicht lange aufzuhalten; also weg auch mit dem Bilde! Hier ist noch ein drittes! *)

Nikolas. Ah! was ist denn das? Der schlägt sich ja wol selbst vor den Kopf?

Vater. Ich will euch die Geschichte dieses jungen

*) Taf. IV, 2.

Menschen erzählen; dann möget ihr abermals selbst errathen, was seiner Seele wol eigentlich fehlen mag.

Gottlieb. O ja!

Vater. Da dieser Jüngling noch ein Knabe und in seinem väterlichen Hause war, da sagten ihm sein Vater und sein Lehrer oft, daß er sich ja bemühen möchte, recht viel zu lernen, weil man künftig einmal, wenn er erst unter fremde Leute käme, viel von ihm fodern würde. Aber — ich weiß nicht, wie es kam — er hatte gar keine Lust etwas zu lernen.

Nikolas. Keine Lust? Hm!

Vater. In den Lehrstunden lernte er daher nur wenig, und außer denselben brachte er seine meiste Zeit mit Herumlaufen und mit Spielen zu.

Johannes. Das ist was Schönes!

Vater. Er wollte ein Kaufmann werden, und die Zeit war da, ihn in die Lehre zu thun. Der Kaufmann, zu dem er geschickt wurde, meinte es recht gut mit ihm; er wollte ihn gleich auf seine Schreibstube nehmen, damit er in solchen Dingen geübt würde, die zu einem geschickten Kaufmanne erfodert werden. Dabei setzte er nun aber freilich voraus, daß er im Rechnen und Schreiben, in der Französischen und Englischen Sprache sich die einem jungen Kaufmanne nöthigen Geschicklichkeiten schon zu Hause erworben hätte. Er befahl ihm also, zur Probe einen französischen Brief an einen Kaufmann in Marseille zu schreiben, und eine Rechnung für denselben auszuziehen; und ließ ihn allein. Da saß nun der arme Schelm, und biß sich die Nägel ab, weil er nicht wußte, wie er das anfangen sollte. Es war ihm unmöglich, sowol das eine, als auch das andere zu Stande zu bringen, und er gerieth daher in die äußerste Verlegenheit. Da dachte er nun zurück an seine verschwendeten Jugendjahre, und seufzte laut: „ach, was bin ich doch für ein unverständiger Mensch gewesen, daß ich die Gelegenheit,

etwas zu lernen, nicht besser genützt habe! Was soll nun aus mir werden?" Indem er dieses sagte, schlug er sich mit der Hand vor die Stirn, als wenn er sich dafür bestrafen wollte, daß er nicht fleißiger gewesen wäre. Und in dieser Stellung ist er hier abgebildet worden. Nun sagt mir, in welcher Leidenschaft mag jetzt wol seine Seele seyn?

Nikolas. In der Leidenschaft der Traurigkeit.

Vater. Und worüber empfindet er denn eigentlich diese Traurigkeit?

Nikolas. J, darüber, daß er so faul gewesen ist!

Vater. Also darüber, daß er etwas nicht recht gemacht hat?

Nikolas. Ja!

Vater. Nun wollt ihr wissen, wie man eine solche Traurigkeit über etwas, das man nicht gut gemacht hat, zu nennen pflegt? — Man nennt sie — Reue.

Diderich. O die Leidenschaft ist doch nicht so häßlich, als die vorigen!

Vater. Es ist eine sehr heilsame Gemüthsbewegung für den, der nun einmal unrecht gehandelt hat; und doch wäre sehr zu wünschen, daß alle Menschen auf immer frei davon blieben.

Johannes. Ja, weil man erst etwas Böses gethan haben muß, ehe man Reue empfinden kann!

Vater. Richtig! Möget ihr also auch diese Leidenschaft nie anders als auf unserm Bilde kennen lernen!

Gottlieb. O wir wollen uns schon in Acht nehmen!

Matthias. Wie ist es denn dem jungen Menschen nachher gegangen?

Vater. Da sein Herr zurückkam, fand er, daß er gar nichts von dem gemacht habe, was er ihm aufgegeben hatte, und hörte zu seiner Verwunderung, daß er von alle dem noch nichts verstände. Was sollte er nun mit ihm machen? Auf der Schreibstube konnte er ihn

unmöglich gebrauchen, und andere Geschäfte hatte er nicht für ihn. Da sagte er also zu ihm: er möchte so gut seyn, und wieder hingehen, wo er hergekommen wäre, um erst etwas zu lernen, ehe er ein Kaufmann werden wollte. So mußte er also sein Bündel schnüren und wieder nach Hause reisen.

Johannes. Das wird ein schöner Anblick für seine Eltern gewesen seyn, da er so wieder ankam!

Vater. Das könnt ihr denken! — Und was sollten sie nun mit ihm machen? Sie mußten ihn wieder in die Schule schicken, und zwar, weil er noch so sehr unwissend war, in die Schule der allerkleinsten Kinder. Seht da, auf diesem Bilde *) ist er vorgestellt, wie er nun zum erstenmale wieder zur Schule geht!

Ferdinand. Was machen denn die andern beiden Knaben da?

Vater. Die wundern sich, den jungen Kaufmann auf einmal wieder in einen Schulknaben verwandelt zu sehen. „Sieh! sieh! sagte der eine zum andern, indem er mit dem Finger auf ihn zeigt, ist das nicht der große Kilian — so hieß der junge Mensch — der vor vierzehn Tagen nach Hamburg reisete, und ein Kaufmann werden wollte?" „Ja, ja, antwortete der andere, das ist er! Der muß sich wol schön aufgeführt haben, daß er so bald wieder zurückkömmt!" Der junge Mensch hörte dieses verächtliche Urtheil über sich, und es war ihm dabei zu Muthe, als wenn ihm jemand einen Stich ins Herz gäbe. Seht, wie er die Augen niederschlägt! Wie er sein Gesicht wegwendet, als wenn er einen Ort suchte, wo er sich vor den Augen der Menschen verbergen könnte. In welcher Leidenschaft glaubt ihr nun, daß jetzt seine Seele sei?

*) Taf. IV. 3.

Johannes. Er schämt sich.

Vater. Errathen! Er fühlt die Leidenschaft der Schaam. Was heißt das nun wol mit andern Worten?

Johannes. Er ist betrübt darüber, daß er ausgelacht wird.

Vater. Oder, daß er sich verachtet sieht. — Auch dies ist, wie ihr denken könnt, keine süße Empfindung. Ja, wenn ihm sein Herz sagte, daß er nicht verdiene von andern verachtet zu werden, dann möchten die Leute sprechen, was sie wollten; das würde ihn nicht kümmern. Aber zu fühlen, daß man die Verachtung der Menschen verdient habe, das schmerzt! Das greift an's Herz! — Also auch davor hütet euch, daß ihr nie etwas thut, das euch mit Recht verächtlich machen kann. Habt ihr euch davor immer sorgfältig in Acht genommen, und fällt es dennoch einmal einem ein, euch etwas Böses nachzusagen; seid unbesorgt! Kein braver Mensch wird die Verläumdung glauben, und in kurzer Zeit wird den Verläumder selbst alle die Schande treffen, die er euch unverdienter Weise zu bereiten suchte. —

Nun, diesmal sollt ihr mir der Reihe nach vorsagen. Diderich macht den Anfang.

Diderich. Wir haben heute zuerst kennen gelernt, die Leidenschaft des Geizes.

Vater. Und worin bestand denn diese?

Diderich. Darin, daß man eine Begierde nach Reichthümern hat, nicht um sie auf eine vernünftige Weise zu gebrauchen, sondern bloß um sie zu haben.

Vater. Gut! — Nun, Johannes, weiter!

Johannes. Es folgt die Leidenschaft des Ehrgeizes, die in einer Begierde nach Lobe besteht.

Vater. Auch Gut! — Nikolas!

Nikolas. Nun kömmt die Leidenschaft der Reue.

Vater. Und was ist denn die?

Nikolas. Eine Betrübniß darüber, daß man etwas schlecht gemacht hat.

Gottlieb. Nun ich! nicht wahr, Vater?

Vater. Ja! — Nur zu!

Gottlieb. Die Leidenschaft der Schaam ist auch eine Betrübniß, und zwar darüber, daß man von andern Leuten verachtet wird.

Vater. Wohl! — Freut euch, Kinder, nun sind wir für's erste mit den häßlichen Seelenkrankheiten fertig. Morgen können wir wieder von etwas Angenehmern reden.

Vierzehentes Gespräch.

Matthias. Heute sieht ja Vater einmal wieder recht vergnügt aus!

Vater. Wie könnte ich anders, da ich eben an etwas Angenehmes gedacht habe?

Matthias. Woran denn?

Vater. Ich dachte jetzt eben an meinen und an euren Tod, der vielleicht bald erfolgen kann.

Johannes. Bald?

Vater. Ja, wer weiß! Ich dachte nämlich: da deine Muhme, die kurz vorher noch so frisch und gesund aussah, neulich so plötzlich gestorben ist: so könnte uns das ja auch wol begegnen. Ich stellte mir also recht lebhaft vor, daß vielleicht in einigen Wochen, oder in einigen Tagen, auch mein todter Leib im Sarge liegen, dann in die Erde gegraben und von Würmern werde gefressen werden.

Diderich. Das ist ja aber nichts Angenehmes!

Vater. Dies nun freilich nicht; es ist im Grunde weder etwas Angenehmes, noch etwas Unangenehmes, weil der todte Leib gar nichts davon weiß, gar nichts davon fühlt, was mit ihm vorgenommen wird. Aber was darauf folgt, was uns selbst, — ich meyne, unserer Seele, dabei widerfährt, das ist etwas Angenehmes, und daran hatte ich eben jetzt gedacht.

Gottlieb. Was widerfährt denn unserer Seele?

Vater. Was ihr widerfährt? Das, was der Raupe widerfährt, wenn sie die unförmliche Hülle abstreift, und als ein schöner Schmetterling davon fliegt! Glaubt ihr nicht, daß der Schmetterling sich darüber freue, wenn er auf einmal sich so leicht fühlt, auf einmal sich in ein viel hübscheres, viel besseres Wesen verwandelt sieht, und nun über tausend schönen Blumen herumflattern, und aus ihren Kelchen süßen Honig trinken kann, da er vorher träge und langsam auf einem einzigen Blatte kroch, um es zu benagen? Und glaubt ihr nicht, daß die Raupe, wenn sie diese Verwandlung vorhersehen könnte, auch schon zum Voraus sich darüber freuen würde?

Johannes. O ja, ganz gewiß!

Vater. Nun, und ich, der ich weiß, daß mir bei dem Tode meines Leibes eine noch viel größere, viel herrlichere Verwandlung bevorsteht, sollte an die Stunde, in welcher diese Verwandlung mit mir vorgehen wird, nicht mit Freude denken? Sollte ich mich nicht darüber freuen, daß ich an einen Ort kommen werde, der noch viel schöner, als diese schöne Erde ist, und wo ich alle meine verstorbenen Lieben wiederfinden werde, um ewig — ewig glücklich mit ihnen zu seyn?

Johannes. Ja, aber woher weiß man denn das so gewiß, daß die Seele nicht mit stirbt, sondern ewig lebt?

Vater. Woher man das weiß? — Erinnerst du

dich nicht mehr, von wem wir, die wir Christen heißen, diese trostreiche Nachricht erhalten haben?

Johannes. O ja! Aber ich wollte nur sagen, wie nun die Leute, die keine Christen sind, es wissen können, daß ihre Seele unsterblich sei?

Vater. Ich will dir das Bild eines Mannes zeigen, der lange vor Christi Geburt gelebt hat. Darauf wirst du von selbst sehen, wie die weisen und guten Menschen des Alterthums es gemacht haben, um von dieser wichtigen Wahrheit überzeugt zu werden. Siehe da! *)

Johannes. Ah! das ist gewiß Sokrates!

Vater. Woher weißt du das?

Johannes. Weil er eben so aussieht, als der Kopf, den Vater hat, und weil er im Gefängnisse sitzt, wie Sokrates auch that.

Vater. Hast Recht, Johannes! Er ist's — Nun, was scheint dir Sokrates hier zu thun?

Johannes. Er denkt worüber nach.

Vater. Und worüber meynst du wol?

Johannes. O ich weiß wol noch aus der Geschichte! Er denkt über die Unsterblichkeit der Seele nach.

Vater. Richtig! Also durch bloßes Nachdenken erfuhr Sokrates, daß seine Seele unsterblich sei. Und was meynst du nun wol, daß er darüber gedacht habe?

Johannes. Ja, wer kann das wissen!

Vater. Glücklicher Weise hat einer seiner Schüler alles aufgeschrieben, was er in den letzten Tagen seines Lebens gethan und gesprochen hat; und daraus können wir sehen, wie er es machte, um sich von der Unsterblichkeit seiner Seele zu überzeugen.

Johannes. Nun wie machte er's denn?

Vater. Ihr wißt, was ihm widerfahren war; ihr wißt auch, wie gut und gemeinnützig er immer gelebt hatte. Jetzt saß er nun da im Gefängnisse, um für das Gute, was er gethan hatte, den Tod zu leiden. Da dachte er nun ungefähr so: „Gott ist gewiß höchst gütig und höchst gerecht; er belohnt also auch gewiß alles Gute, und bestraft alles Böse. Mich wollen die unvernünftigen Menschen dafür tödten, daß ich so viel Gutes gethan habe, als ich konnte. Das kann dem lieben Gotte doch unmöglich wohlgefallen, weil er gerecht ist; und weil er so gütig ist, so wird er es mir gewiß darum wohlgeben lassen, daß ich unverdienter Weise gelitten habe. Wenn

---

*) Taf. IV. 4.

nun aber meine Seele mit stürbe, indem mein Leib sterben wird, so könnte Gott es mir ja nicht mehr wohlgehen lassen, weil ich dann gar nicht mehr wäre. Meine Seele wird also gewiß nicht mit sterben; sie wird gewiß leben bleiben, wenn mein Leib den Giftbecher getrunken hat; Gottes Güte ist mir Bürge dafür."

Johannes. Ja, das ist auch wahr; wenn seine Seele mit gestorben wäre, so hätte Gott ihn ja nicht mehr belohnen können! — Aber hatte denn Sokrates sonst keine Gründe, woraus er wissen konnte, daß seine Seele unsterblich sei?

Vater. Er hatte deren mehrere. Aber, anstatt daß ich sie euch erzähle, wollen wir uns lieber einmal an seine Stelle setzen, und versuchen, ob unser Verstand nicht auch irgend einen Grund für die Unsterblichkeit unserer Seele selbst erdenken könne. Bildet euch einmal ein, jeder von uns wäre ein kleiner Sokrates; wir wünschten zwar, daß unsere Seele unsterblich seyn möchte, aber, ob sie es wirklich sei, das hätte bisher kein Mensch uns mit Gewißheit sagen können; wir wollten also versuchen, ob wir nicht etwa im Stande wären, uns selbst davon zu überzeugen. — Wie würden wir das nun wol anfangen? — Wohlan! ich will euch erst auf die Spur helfen; dann wird eure Seele wol von selbst hinzufinden wissen. Sagt mir erst, was geschieht denn wol mit unserm Leibe, wenn er stirbt?

Johannes. Er kann sich nicht mehr rühren, und dann fängt er an zu faulen.

Vater. Richtig! Er kann sich nicht mehr rühren — das heißt doch wol eben so viel, als: er liegt ganz still, er kann sich gar nicht mehr bewegen, und in seinem Innern ist auch keine Bewegung mehr?

Johannes. Ja!

Vater. Und dann fängt er an zu faulen oder zu verwesen; und wie geht's denn damit zu?

Johannes. I, er stinkt; und dann fällt er zuletzt ganz auseinander.

Vater. Wenn er stinkt, so müssen ja wol kleine Theile von ihm sich absondern, und uns in die Nase fliegen; nicht?

Johannes. Ja!

Vater. Und wenn er, wie du sagst, auseinander fällt, so müssen ja auch wol die Theile, die vorher zusammenhiengen, sich von einander trennen?

Johannes. Ja!

Vater. Alles, was dem Körper widerfährt, in-

dem er stirbt, bestände also wol darin: daß erstens alle Bewegung in ihm aufhört, und dann zweitens, daß seine Theile aufgelöst, oder von einander getrennt werden. Nicht wahr?

Johannes. Ja!

Vater. Nun wissen wir also, was sterben eigentlich heißt; und nun können wir untersuchen, ob die Seele wol auch sterben könne? — Der Leib ist todt, sobald er sich nicht mehr bewegen kann, und sobald die Bewegung seines Herzens, seiner Lungen und seines Bluts aufhört; denn diese Bewegung ist eine Eigenschaft, die er nothwendig haben muß, wenn man ihn einen lebendigen Leib nennen soll. Aber sollte diese Bewegung wol eben so nothwendig zum Leben der Seele gehören, so daß auch sie aufhört zu leben, sobald sie keiner Bewegung mehr fähig wäre?

Diderich. Sie könnte ja noch denken, wenn sie auch gleich immer auf einer Stelle bliebe.

Vater. Richtig! So lange sie denken, oder sich etwas vorstellen kann, ist sie noch immer eine lebende Seele, und zum Denken gehört, so viel wir wissen, die Bewegung nicht. Also darin wäre sie zuerst von dem Körper unterschieden, daß sie lebendig bliebe, wenn auch gar keine Bewegung in ihr oder mit ihr vorgienge.

Nun laßt uns das zweite betrachten, was bei dem Tode des Leibes mit ihm geschieht: die einzelnen Theile, aus welchen er besteht, werden von einander getrennt, oder lösen sich auf; kann denn das mit den einzelnen Theilen der Seele nicht auch geschehen?

Johannes. J, die hat ja gar keine Theile!

Vater. Wenigstens haben wir keinen Grund, sie für etwas, das aus Theilen zusammengesetzt ist, zu halten. — Also?

Johannes. Können die Theile auch nicht von einander getrennt werden, weil sie keine hat!

Vater. Also kann sie auch nicht auf die Weise sterben. Also muß sie ewig leben. — Aber halt! daß wir uns nicht übereilen! Wer hat denn unsere Seele geschaffen?

Alle. Gott!

Vater. Sollte denn der, der Seelen hervorbringen konnte, sie nicht auch, wenn er wollte, wieder zernichten können? Und wenn er, nach seiner Allmacht, das unstreitig kann, was hilft es uns, zu wissen, daß die Seele nicht von selbst stirbt? So kann ja doch die Allmacht Gottes sie wieder zernichten!

Johannes. Ja, das wird aber Gott gewiß nicht thun!

Vater. Warum nicht?

Johannes. Weil er so gütig ist!

Vater. Das meyne ich auch! Ueberdas glaube ich noch einen andern guten Grund zu sehen, der mir Bürge dafür ist, daß Gott das gewiß nicht thun werde.

Johannes. Was für einen?

Vater. Sage mir doch, gefällt dir das wol an einem Menschen, wenn er heute etwas sehr Künstliches macht, was lange dauren könnte, und morgen es ohne Noth selbst wieder entzweischlägt?

Johannes. Nein!

Vater. Wie nennt man wol einen solchen Menschen, der das thut?

Johannes. Einen närrischen Menschen.

Vater. Wenigstens einen wankelmüthigen, der selbst nicht recht weiß, was er eigentlich will. — Nun, sollte denn wol Gott, der das vollkommenste aller Wesen ist, eines solchen Wankelmuthes fähig seyn, daß er erst etwas hervorbrächte, das seiner Natur nach ewig wäre, und es dann ohne alle Ursache wieder zernichtete? Sollte er, der Alles aus den weisesten Ursachen thut, sich wol gereuen lassen können, etwas gemacht zu haben, oder wie die kleinen Kinder, einer Sache wieder überdrüssig werden können?

Johannes. Wer das von ihm glauben könnte, der müßte ihn schlecht kennen!

Vater. Das denke ich auch. — Nun also, da unsere Seele weder von selbst sterben, noch von dem, der sie geschaffen hat, wieder zernichtet werden kann, was folgt?

Johannes. Daß sie ewig leben müsse.

Vater. Wohl uns, daß wir dieses wissen! Sollten wir nun wol vor unserm bevorstehenden Tode uns noch fürchten müssen? Uns fürchten, daß wir aus einer Raupe zum Schmetterlinge, aus einem Menschen zum Engel werden umgeschaffen werden?

Johannes. Nein!

Vater. Oder sollten wir etwa davor erschrecken, daß wir an einen Ort werden versetzt werden, der noch viel herrlicher ist, als diese Erde, auf der wir schon so unaussprechlich viel Gutes genießen? — Oder davor, daß wir, in Gesellschaft guter und seliger Mitgeschöpfe, einer ewigen ununterbrochenen Glückseligkeit genießen werden? — Oder endlich davor, daß wir den großen

liebevollen Geist, der unser Schöpfer und Vater ist, noch viel besser werden kennen, noch viel inniger werden lieben lernen?

Diderich. I, wer könnte sich denn davor fürchten, daß er noch viel glücklicher werden soll, als er schon jetzt ist?

Vater. Freut euch also, lieben Kinder, und danket Gott dafür, daß er euch diese erfreuliche Erkenntniß schon so frühzeitig hat ertheilen lassen! — Die Zeit nahet heran — und wer weiß, wie bald sie da seyn wird? — daß der Tod uns von einander trennen wird. Dieser Mund, der euch jetzt belehrt, wird dann auf immer geschlossen, diese Hand, die euch jetzt zum guten und glücklichen Leben zu leiten sucht, wird dann von Würmern gefressen werden, und vermodern. Ich selbst werde nicht mehr bei euch seyn. Aber wir werden uns wieder sehen, ihr Lieben! werden wieder vereiniget, auf ewig mit einander vereiniget werden, wenn wir alle auf einem und eben demselben Wege der Tugend bleiben, der zur ewigen Glückseligkeit führt. Und das wollt ihr doch?

(Die Kinder bejahten diese Frage durch einen Blick voll Thränen.)

Kommt her in meine Arme! Dieser Kuß sei vor den Augen des allsehenden Gottes das Siegel unsers Versprechens, daß wir so zu leben uns bestreben wollen, daß wir einst alle an einem und ebendemselben glückseligen Orte wieder können vereiniget werden; und dieses Bild des weisesten und besten Mannes aus dem Alterthume diene uns zur täglichen Erinnerung an dieses Versprechen.

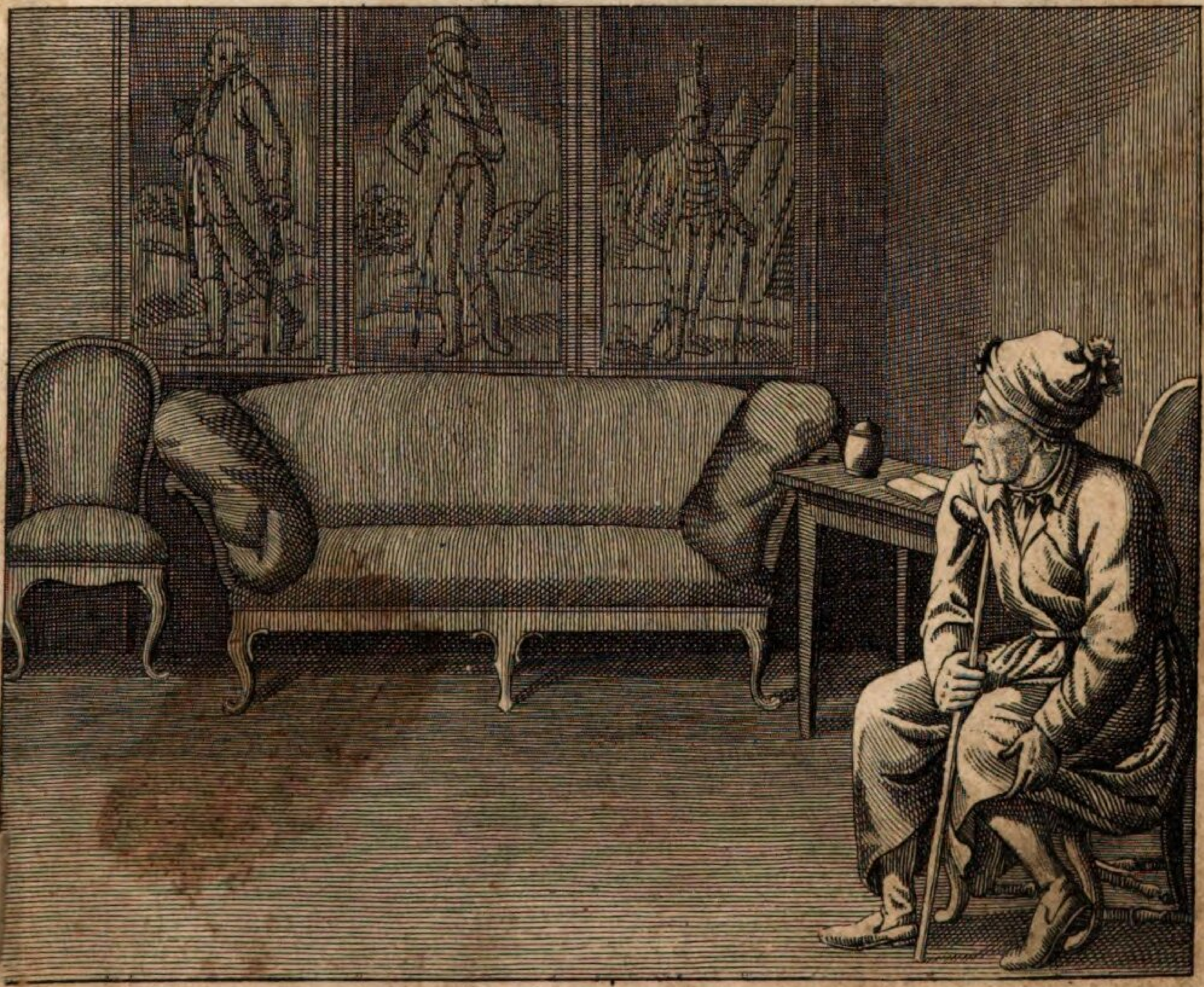
BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

1

3

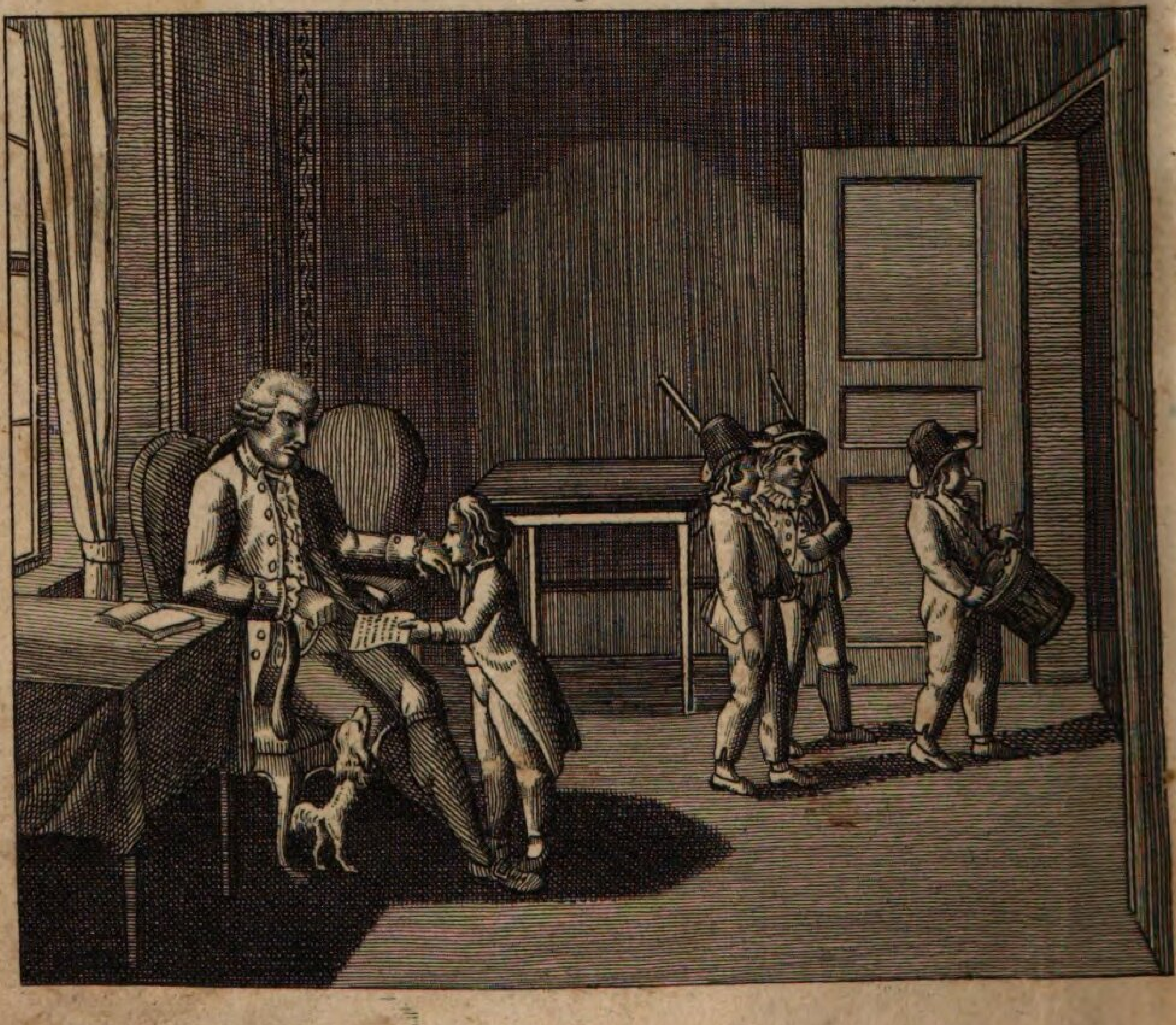
2.

4



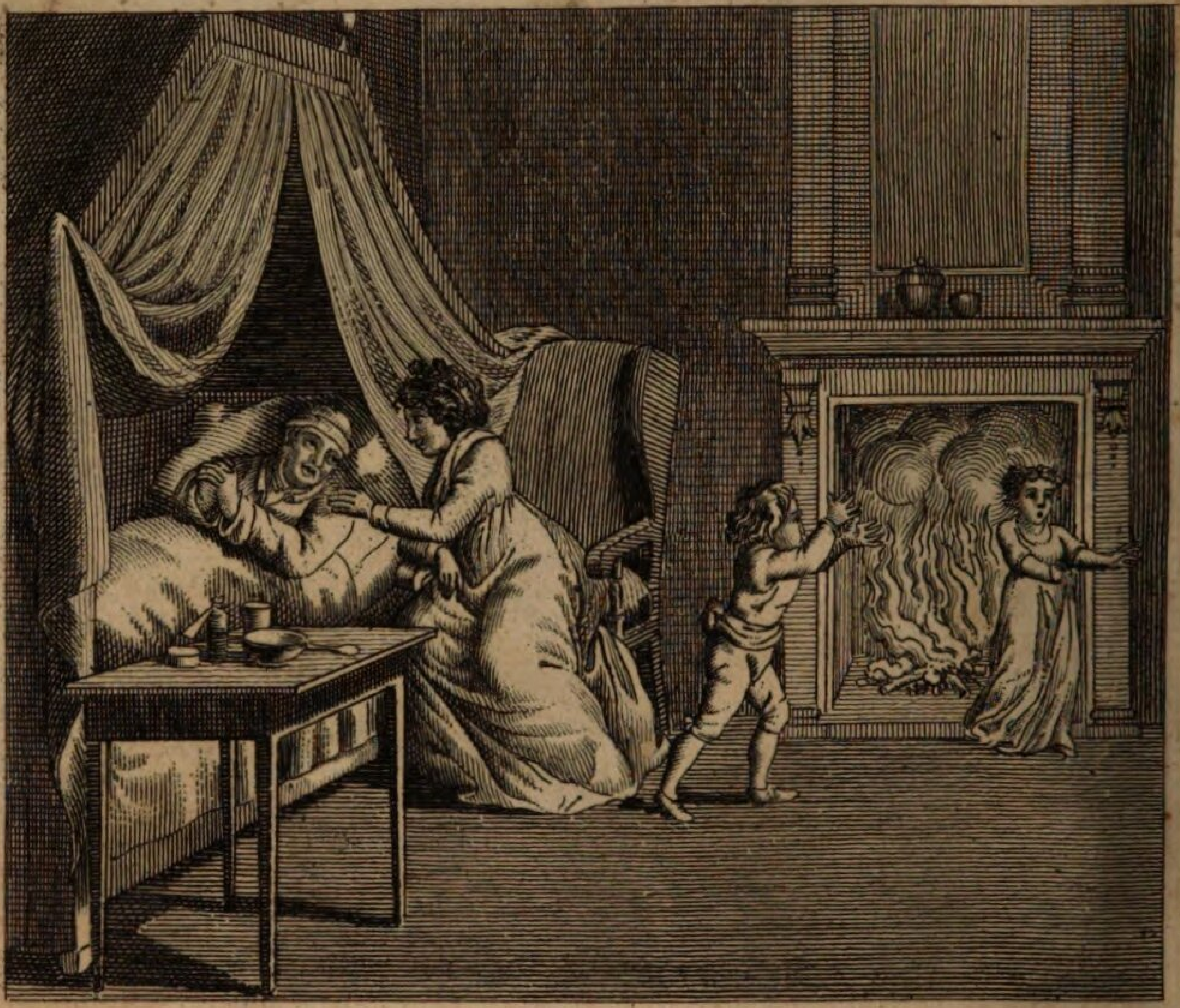
1

3

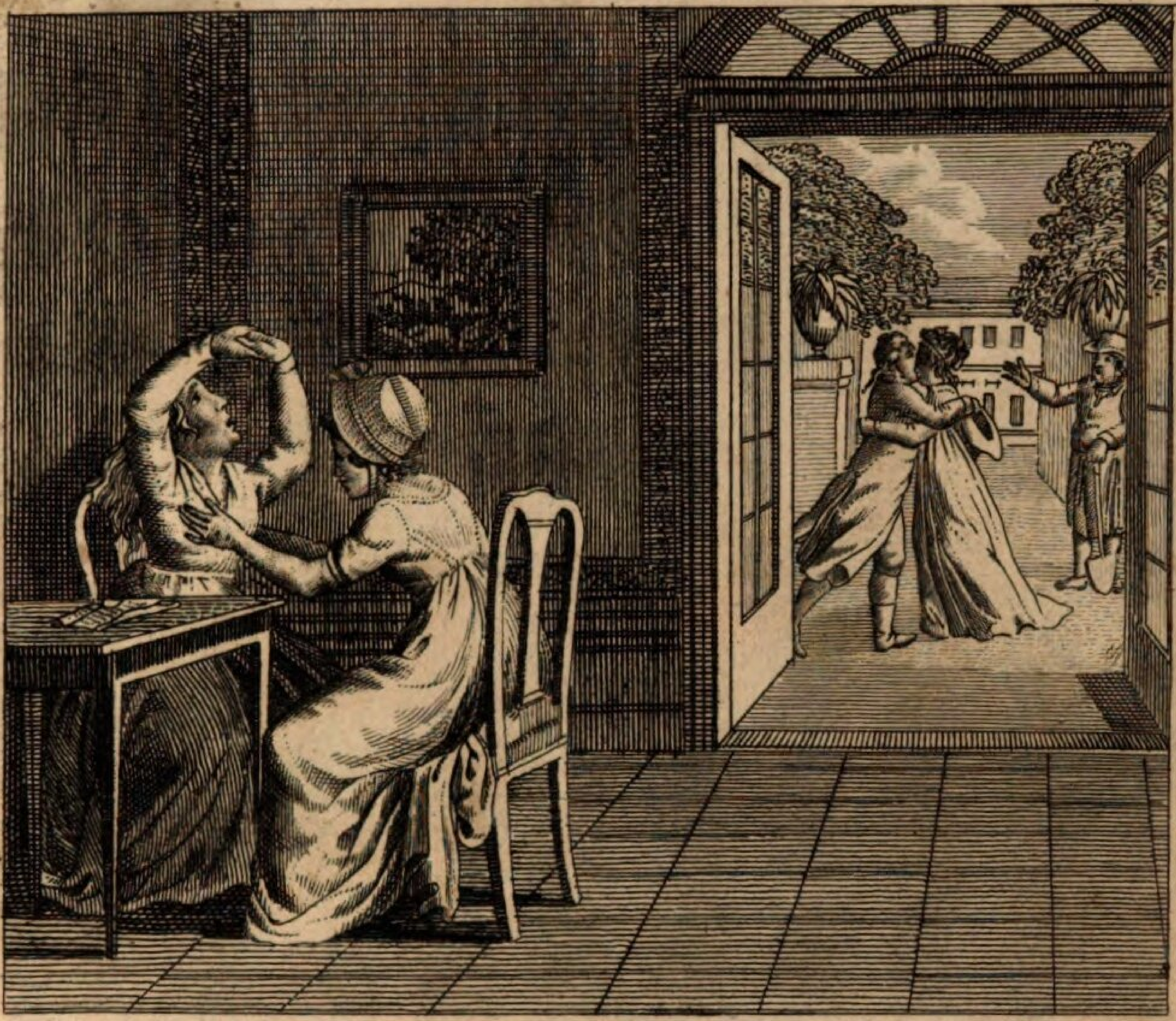


4

1.



3.



4.

1.

3

4

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich,

Kleine Selenlehre für Kinder

Reutlingen 1812

Paed.pr. 621 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759436-9